





Bertl Strasser

Ich habe diesen Weg gewählt, das Tagebuch meines Großvaters, Karl Kasser, geb. 1889, über 6 Jahre Gefangenschaft in Sibirien, einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen

Jahre:

[1914](#) [1915](#) [1916](#) [1917](#)

[1918](#) [1919](#) [1920](#)

Zur Erinnerung an meine Jugend und an meine traurigen Erlebnisse von 1914 - 1920

1914

Im Jahre 1913 ging ich das letzte Mal zur Assentierung. Die vorherigen Jahre hatte ich Glück und ging frei, da ich mir mit 15 Jahren mit der Kreissäge den Daumen durchgeschnitten hatte und nicht gut verheilt war. Aber das letzte Mal ging ich doch mit Bangen zur Musterung und musste mich dann allem fügen was von einem verlangt wird bei der Stellung. Durfte nimmer dran loskommen, so genau machte man alles mit mir. Alles klappte, aber als ich eine Faust machen sollte, ging es nicht wegen dem

Daumen. Der Arzt nahm meine Hand und probierte, ging aber auch nicht. Und er sagte zum anderen Arzt, ewig schade um diesen Mann. Den kann man nicht nehmen, untauglich abtreten. Da fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich lief fort aus dem Saal in ein anderes Zimmer, wo unsere Kleidung war. Voll Freude sagte ich den anderen die noch auf ihr Los warteten, dass ich untauglich sei. Die waren erstaunt und freuten sich, wenn so ein starker Mann da rauskommt, brauchen wir uns auch nicht fürchten. Ich verließ dann das Zimmer und mischte mich dann unter die assentierten Burschen und sagte, ich bin erlöst. Die waren ganz erbost darüber. Unter Schimpfen, Spott und Freude verging der Tag , als der glücklichste meines zukünftigen Lebens.

So frei und froh verging die Zeit. Wochen, Monate flogen dahin und es kam das Frühjahr 1914.

Da fing man dann schon an zu munkeln, dass bald Krieg werden wird mit den Serben. Man achtete nicht darauf und lebte wieder weiter sorglos. Bis sich Ende Juli das Gerücht immer mehr verbreitete.

Allgemeine Mobilisierung!

Der 1. August begann und überall läuteten um 5 Uhr früh die Glocken. Das war ein Wirbel und es gab Aufregung. Bauern und Knechte überließen Pferde und Wagen anderen, und liefen zu den Marktplätzen, wo bereits

Plakate angenagelt waren „Allgemeine Mobilisierung“. Alle aktiven Diener bis zum 38. Lebensjahr mussten einrücken. Das war ein fürchterlicher Jammer in jeder Familie. Aus jeder Familie wurde einer, oft mehrere herausgerissen. Man konnte sich nur mit dem Gedanken trösten, es wird ja nicht lange dauern, dann sind sie wieder zu Hause.

Nächsten Tag fuhren bereits die Züge, die die Betroffenen aus der Heimat mitführten. Das war ein Jammer auf den Bauernhöfen. Die Trennung von den Eltern und von Weib und Kind. Und so manche Braut war dabei. Die Begeisterteren und die, die niemand hatten, hatten ihre gute Laune bald wieder gefunden. Kaum waren die Wagentüren geschlossen, hörte man unter dem Jammer schon wieder Singen und Jauchzen. Die paar Serben werden bald aufgefressen sein. Dann kommen wir ja wieder. Auch ich nahm Abschied von den Verwandten und Bekannten. Ich war froh, bei meinen Lieben bleiben zu können.

Kriegserklärung an Russland!

Da hieß es Einrücken bis 42 Jahre, da fand der Jammer kein Ende. Die schon im Feld waren, waren mit ganzer Seele Soldat. Sie hatten auch immer Erfolge. Es folgte Sieg auf Sieg. Eine Zeit lang ging es so, dann ging es aber rückwärts. Ganze Regimenter wurden aufgerieben, tot, verwundet und in Gefangenschaft. An der Ruhr starben viele. So vergingen Wochen und es gab Regimenter zu ersetzen. Es wurden die genommen, die früher untauglich

waren. Die im Alter von 25 bis 35 Jahre kamen dran, wo ich auch dabei war. Ich hatte keine Ruhe mehr, bis mein Befehl kam.

Am 16. November 1914 mussten wir nach Mank zur Musterung. Dort machte man nicht mehr so viele Geschichten mit jedem Einzelnen wie im Frieden. Da hieß es immer „tauglich“. Auch ich war tauglich. Obwohl ich mir denken musste, es sind so viele die das mitmachen müssen, doch war mir doch so schwer ums Herz, wenn ich daran dachte, alles verlassen zu müssen, was mir lieb und teuer war, und ins ungewisse fortgehen zu müssen. Mit diesen Gedanken verging die Zeit die sie uns noch schenkten.

1915

Am 15. Jänner 1915, bei großer Kälte mussten wir fort. Schwer trennte ich mich von meinen Lieben. Ich musste mich mit dem Gedanken trösten, bald alle wieder zu sehen. Wir rückten nach St. Pölten ein und hatten eine 3tägige Untersuchung vor uns. Ich ließ mir recht Zeit. Ich glaubte, sie könnten genug zusammenbringen, dass ich übrig bleibe. Ich wurde zum Infanterieregiment 49 eingeteilt. Über Nacht wurden wir in eine Schule eingesperrt und bewacht. Dann ging es mit der Bahn nach Wien. Dort

wurden wir von einer Patrouille übernommen und zum Kommando, welches sich tief im 19. Bezirk befand, gebracht. Wir wurden in eine Fabrik gebracht und mussten auf unseren Koffern sitzend übernachten. Es lagen mehrere auf dem Boden und erwachten bei unserem Kommen. Ich traf unverhofft einen guten Kollegen aus meinem Heimatdörfl, den Gerstl Franz aus Ritzenberg. Er kam wegen eines Leidens zurück von der Front und fuhr in die Heimat. Groß war unsere Freude und die Nacht verging sehr rasch. Morgens, um 7 Uhr gab es schon die Vergatterung der Rekruten. Und nun ging das richtige Soldatenleben an. Anfangs rückten wir mit unserem Gewand aus, dann bekamen wir eine Montur. Sie war ganz durchlöchert, dass wir uns in unserer Flickkunst üben konnten. Die Abrichtung war auch nicht angenehm, da man mit den Gedanken immer wo anders war. 3 Wochen gingen so dahin. Dann kam der Befehl. 700 Mann mussten zum gerlitzischen Infanterieregiment Nr. 80 nach Knittelfeld in die Steiermark. Auch mich traf es und mussten anderen Tages gleich fort. Es war mir nicht leicht, dass ich von einem deutschen zu einem polnischen Regiment musste. Das eine Gute war, dass wieder ein Bekannter zu mir kam. 2 Nachbarn von mir und ein unbekannter Kollege aus meiner Heimat. Wir waren in einem Zug und blieben auch. Von Ende Jänner bis März blieben wir dort und wurden wieder frisch ausgebildet. Die Menage war sehr schlecht, sodass man glaubte verzweifeln zu müssen. Die von zu Hause nichts bekommen haben waren ganz verlassen. Da war es unsere Pflicht, mit den anderen das Wenige zu teilen, dass uns das Leben nicht

ganz verdross. So verbrachten wir das Leben wie Baraber. Die Nächte verbrachten wir auf Strohsäcken auf dem Boden liegend. Zum Reinigen war keine Zeit, bei lauter Übungen und Ausrücken bei großer Kälte, bei Eis und Schnee. Das dauerte bis zum 15. März. Dann mussten wir schwören, was einen halben Tag dauerte. Es wurde in 5 Sprachen geschwört, weil so viele Nationen beisammen waren. Dann marschierten wir in voller Rüstung nach Sergendorf, ein Stück weg von Knittelfeld, wo wir einquartiert wurden. Wir hatten keinen Dienst mehr. Wir mussten immer marschbereit zum Abmarsch an die Front sein.

Am 17. gingen wir zu Beichte und zur Kommunion. Urlaub gab es bei diesem Regiment keinen. Und so mussten wir am 18., ohne unsere Lieben zu sehen, an die Front.

Ein Paket mit Lebensmittel und Geld, das ich sehr notwendig brauchen konnte, erwischte mich noch im letzten Augenblick. Das war eine Freude.

Mit Gesang und Musik zogen wir durch die mit Menschen überfüllten Straßen zum Bahnhof.

Mit Blumenschmuck am Gewehr und Kragen, begeistert durch die Zurufe der Landbevölkerung ging es fort unserem Elend entgegen. Wir fuhren am Abend über Leoben, über den Semmering nach Wien-Nordbahnhof.

Dort gab es Menage und wurden von den Einwohnern beschenkt. Vom Roten Kreuz bekamen wir Kaffee, was uns Freude machte.

Nun ging es wieder fort über Deutsch-Wagram, Strasshof, nach Gänserndorf, Angern, Stillfried (50 km von Wien). Rabensburg, Bernhartstal, Ludenburg, über Mähren, Pitschk, Pärlewitz, Ungarisch Buditsch, Martinsberg, nach Mährisch Ostrau.

Wir kamen dort am 21. um 6 Uhr früh an und bekamen schwarzen Kaffee. Dann ging es wieder weiter nach Odenburg in Schlesien, war eine schöne Industriestadt, auch Ditmansdorf. Dann kamen die Ortschaften Bernwitz, Seibersdorf, Poschna, Sitzbi, Deinditz, 340 km von Wien. Dann Karlewik, 357 km. Kraszorwitze, 387 km. Nach Krakau, 411km.

Dann wurde schon immer geredet, dass unsere Fahrt bald zu Ende sein wird und wir unserer Bestimmung übergeben werden. In Bwesko verließen wir um 21 Uhr die Bahn und marschierten noch nachts dem Feind zu. Eiskalt überlief es uns, wenn wir daran dachten, dass es bald ernst wird. Wir marschierten 2 Tage bei sehr schlechtem Wetter. So viel Morast, dass man fast stecken blieb, und dazu die 40 kg schwere Rüstung. Die Menage war sehr schlecht, es gab kaum was zu essen. In Gromnik blieben wir vom 24. März bis 3. April.

Meine ersten Ostern im Weltkrieg!

Karsamstag abends um 4 Uhr, gingen wir noch in die Stellung. Kot war bis an die Knöchel, dass man kaum noch gehen konnte. Unser Unterstand war eine Grashütte mit Reisig bedeckt, wo Regen und Schnee durchfiel und wir uns mit Hilfe von Zeltplachen ein wenig ausrüsten konnten. Tagsüber waren wir immer beschäftigt. Gewehrputzen, dann war wieder Visite, dann hieß es wieder ausrücken und Übungen machen. So wurde man abdressiert sodass man fast verzweifelte und sich am liebsten selbst das Leben nehmen wollte. Das war unsere erste Osterstimmung im Weltkrieg.

Ostermontag marschierten wir wieder ab nach Gworozieli. Bei strömendem Regen mussten wir samt unsererer Maschinengewehrabteilung durch einen stockfinsternen Wald. Wir versanken fast und mussten jeder Mann einzeln durchgehen und war kein Leichtes am Ende des Waldes das zerrissene Bataillon wieder in Ordnung zu bringen.

Wir marschierten wieder weiter ohne zu rasten oder zu schlafen. Wer Geld hatte, kaufte sich was zum Essen, die anderen mussten so vorlieb nehmen. So verging Ostern und nur „vorwärts“ hieß der Ruf, ein Zurück gab es nicht mehr. Dann kamen wir in eine Stadt, da hieß es Rasttag und Kirchgang. Um auch etwas von Ostern zu wissen. So kauften wir 3 „Kassern“ die wir beisammen waren, von einem polnischen Juden 1 Liter Wein, der 3 Kronen kostete. Er war aber so schlecht, kaum zu trinken. So

verging der Tag, am Abend hieß es wieder Rüstung umschnallen, dann gings dem Schützengraben zu.

Marschierten die ganze Nacht, war wohl jeder verzagt. Aber man konnte nichts machen, man musste geduldig mit und wenn man auch die Füße verloren hätte. Um 3 Uhr in der Früh kamen wir im Schützengraben am Flusse Donanitz an. Wir mussten ein anderes Bataillon ablösen, welches zur Impfung in die Stadt zurück musste. Unter fortwährender Schießereien vergingen 2 Tage. Die Russen wollten immer durchbrechen bis zum Fluss. Es gab auch einige Verwundete. Wir hielten die Stellung bis 12 Uhr nachts. Dann hieß es wieder rüsten und bereit sein zum Abmarsch. Ohne sich auszurasten marschierten wir bis Okszgen, dann nach Woskowitz, da wurden wir einquartiert, in einer Schule neben einer schönen Kirche. Die Schule war ganz schön, aber die Liegestatt schlecht. Auf dem Boden liegend, lag einer fast auf dem Anderen. So verbrachten wir 14 Tage und mussten immer in Bereitschaft sein und durften uns in den Straßen nicht zeigen. Es war ohnehin nicht viel zu sehen. Die Bewohner waren alle ausquartiert. Schaufenster und Auslagen waren alle eingeschlagen. Auch die Posten waren in den Geschäften untergebracht. Sie schauten mit den Köpfen aus den Auslagenfenstern. Alles war besetzt vom Militär. Wir verbrachten unsere Zeit mit Exerzieren, was wir hinter der Schule machen mussten. Von wo uns oft die einfallenden Granaten vertrieben, dass wir uns verstecken mussten. Auch die Kirche war durchgebombt von Granaten. Im Dunkeln durfte kein Licht gemacht werden,

damit die Schule nicht in Brand gesteckt wurde. Was an Zeit übrig blieb, hieß es putzen und flicken. So vergingen 14 Tage. Dann hieß es wieder packen und rüsten. Zeitlich in der Früh mussten wir fort. Da es hieß, der Russe will durchbrechen. Und marschierten bei Regen und Kälte, auch Überschwemmung war, dass wir halbmannshoch im Wasser standen, über Felder und Wiesen und kamen mit Mühe und Gefahren neben der Stellung an. Dort wurden wir tropfend von Nässe untergebracht. Wir schmiegten uns eng aneinander um uns zu wärmen. So verging die Nacht und 1 Tag. Dann ging es zugsweise in die Stellung zur Verstärkung, dass der Russe nicht durchbrechen konnte.

Die Kugeln schwirrten durcheinander, es war keine Ruhe, dazu quälte uns der Hunger, denn die Menage war wenig und schlecht. In unserer Nähe waren Erdäpfel eingegraben, der Hunger ließ uns die Kugeln und die Gefahr vergessen, und liefen hin, obwohl unser Leben am Spiel stand. Es glückte uns doch. Kochten sie im Wald, wo wir wieder achten mussten, dass die Russen durch den Rauch nicht angelockt wurden. So verging ein Tag um den anderen. Gräber waren auch dort im Wald von unseren Kollegen, die wir wieder auffrischten und schmückten. So verging die Zeit bis 27. April.

Da hieß es wieder rüsten und marschierten zurück in die Stadt, wo wir vorher waren. Dann kamen wir zurück durch einen Ort, von wo uns der Russe mit Artillerie beschoss, und wo wir mit voller Rüstung im Laufschritt durchmussten, wobei einige Kameraden verwundet

wurden. Die Häuschen, wo wir einquartiert waren, wurden auch vom Feind in Brand gesteckt. So verging wieder ein Tag. Und bei Nacht mussten wir auf einen hohen Berg marschieren und noch dazu 100 kg schwere Munitionskisten mit hinaufschleppen. Wenn man bedenkt, was das heißt, volle Rüstung, solche Kisten, und ganz matt und erschöpft, ist keine Kleinigkeit. Endlich kamen wir in den Schützengraben.

Wurden gleich eingeteilt, jeder in seine Stellung, wo man auf Posten stand. Ich kam zu einem Schießloch, wo ich gedeckt auf dem Bauch liegen musste und auf den Feind aufpassen. Wäre fast angefroren während der 2 Stunden, bis ich abgelöst wurde.

So kam der 30. April!

Da kam der Befehl, der gegenüberliegende Berg musste gestürmt werden. Als wir vorgingen und der Feind bemerkte dass wir einen Angriff machen wollten, zündete er die Häuser an, dass er sehen konnte, was wir vorhatten. Wir konnten nicht stürmen, so kam der Befehl „nicht weiter“, sonst geht das ganze Regiment drauf. Soll sich jeder eingraben, wo er steht und auf Weiteres warten. Um Mitternacht grub jeder was er konnte, um sich zu schützen. Als es dämmerte, bemerkte der Russe, dass bei uns etwas los sein musste und ließ seine Artillerie auf unsere Anhöhe schießen. Wir verkrochen uns so gut wie es möglich war in unseren Löchern. Um so stärker wurde die Schießerei. Etwa 20 Schritte hinter uns fielen die Schüsse ein. Wir

konnten nichts machen als uns verkriechen so gut es ging. Unsere Artillerie fing auch an zu schießen. Da ging ein Trommelfeuer los. Erde flog herein in die Schützengräben, als würde es jemand hereinschaufeln. Schon ganz gehörlos waren wir, von den Schüssen und dachten es kommt unser letztes Stündlein. Alles war schon ganz dunkel vor unseren Augen, vor lauter Rauch. Und wir konnten nichts machen, mussten zuschauen.

Das war der Anfang. 1. Mai! Zum Vormarsch zum Durchbruch bei Gorlice!

Um 12 Uhr mittags kam der Befehl, um 2 Uhr wird gestürmt. Die Schießerei hörte auf und wir richteten uns zusammen. Punkt 2 Uhr hieß es „auf zum Sturm“. Wie die Russen sahen, dass wir aus den Schützengräben gehen, ging die Schießerei erst recht los. Konnten nur sprungweise vorgehen. Mehr als 10 Schritte konnte man nicht machen. Musste man sich wieder mit den Spaten eine Deckung machen. So gingen wir vor bis in das Dorf, das am Vortag von den Russen angezündet wurde. Dort sammelten wir uns hinter den Häusern, bis alle beisammen waren, bis auf jene die tot oder verwundet waren. Dann hieß es vor zum Stürmen. Nun ging es mit „Feuer“ den Berg hinauf. Dann war noch ein Fluss inzwischen, wo wir hinüber mussten. Die Russen schossen noch immer. Nachdem der Fluss durchgewatet war, wobei uns das Wasser bis an die Brust reichte, ging es wieder mit „Feuer“ den Berg hinauf. Die Russen schossen immer weniger, und als wir hinaufkamen, sah und hörte man nichts mehr. Sie machten Rückzug, nur

die Toten und verwundeten ließen sie zurück. So war es für uns leicht, den Berg zu stürmen.

Wir mussten uns in Schwarmlinie auflösen. Feldwachen wurden aufgestellt, wobei wir bei scharfem Wind in unserer nassen Kleidung auf dem Bauch liegen mussten. So verging die Nach unter Frieren und Schütteln am ganzen Körper. Bei anbrechendem Morgen hieß es wieder weiter ohne zu rasten oder schlafen immer näher dem Feind zu. Bei einem Walde hieß es, da werden die Russen bald sein. Und richtig stoßen unsere Vorpatrouillen bald auf dieselben. Da ging die Schießerei los mit dem Gewehr und mit den Maschinengewehren. Das dauerte eine Stunde dann wurde mit beidseitigen Verlusten gestürmt. 300 ließen sich fangen. Die anderen traten den Rückzug an. Hätten wir am ersten Tag früher gestürmt, hätten wir eine Partie Artillerie auch erwischt welche die Russen stehen ließen und mit den Pferden davonritten. Während wir stürmten, holten sie dieselben. Wir sahen es zu spät. Obwohl wir mit den Gewehren nachschossen, kamen sie glücklich durch damit. Die 300 Russen wurden entwaffnet und zurückgeführt. Wir aber gingen immer weiter, trotz aller Mattigkeit und Müdigkeit. Das Essen war sehr wenig. Bei einem Vormarsch sieht man die Küche nur alle 3 bis 4 Tage. So ging es fort, Tag und Nacht. Durch Dörfer, die immer durchsucht wurden, ob kein Feind versteckt oder ob kein Verrat verübt wurde. Denn es kam vor, dass durch ganz kleine Bemerkungen Verrat verübt wurde. Entweder durch einen unterirdischen Telefon, oder sie trieben ein Stück Vieh über die Felder, oder es fing eine Windmühle

zu laufen an, wobei sich der Feind auskannte, und seine Artillerie zu schießen begann. Durch solches gingen manche Regimenter drauf, die in Kolonnen marschierten und nicht gefasst waren, und sich auch nicht schützen konnten. So kamen wir in die Stadt Duschow.

Wir kamen um eine Stunde zu spät, sonst hätten wir 3 russische Fahnen erwischt, deren Regimenter aufgerieben und gefangen waren. Sie wurden von einigen überlebenden Russen in Sicherheit gebracht. Wir durchsuchten die Stadt und fanden unter verlassenen Häusern auch Lebensmittelmagazine. Wir stillten unseren Hunger, nahmen mit was wir konnten und verließen die Stadt.

Und fort ging es wieder mit Sack und Pack über Berg und Tal. Mussten durch Flüsse wo wir stellenweise bis zum Hals waten mussten.

So kam der 7. Mai.

Kamen auf eine Höhe neben dem Walde, wo wir die Russen aus ihren Stellungen vertrieben hatten, welche den Rückzug antraten. Nur die Kosaken machten einen Sturmangriff, wobei wir wieder Verluste hatten. Auch 2 Freunde von mir wurden schon verwundet. Sie kamen zurück zum Verbandplatz und ins Spital. Der eine davon, Kirschner Franz aus Texing, starb bald an seinen Verwundungen und der andere, Prankl Leopold aus Wagram bei St. Pölten, wurde ziemlich ausgeheilt und

dann als Schwer invalide in die Heimat entlassen. Ein dritter Freund von mir, Salzer Josef aus Texing, ging mit den beiden zurück auf den Verbandplatz. Er übergab sie dort und wollte uns dann wieder nachfolgen. Wir aber hatten eine andere Richtung eingeschlagen. Er verfehlte uns und lief den Russen in die Hände. So verlor ich an einem Tag drei meiner liebsten Freunde. Einer meiner Arbeitskollegen aus der Heimat blieb noch übrig. Wir schlossen uns zusammen und marschierten wieder weiter und sagten uns, lang wird es bei uns auch nicht mehr dauern. Tun wir halt mit ,solange es geht. So gings Tag und

Nacht, ohne zu schlafen. Voll Hunger und Mattigkeit.

So kam der 9. Mai!

Wir stießen wieder auf die Russen und es war wieder starkes Feuer. Der Russe ging wieder aus seiner Stellung und trat den Rückzug an. Wir gingen wieder vorwärts. Unterdessen bekam ich durch das unregelmäßige Essen und den Entbehrungen die Ruhr. Ging vom Marsch zur Marschvisite und dachte mir, vielleicht gelingt es mir doch, dass ich zurückkomme ins Spital um mich auszukurieren und auszurasten. Aber ich hoffte umsonst. Der Arzt gab mir Pulver und sagte, ich solle langsam hinter der Kompanie nachgehen. Aber das wollte keiner. Keiner wollte von seinen Kameraden getrennt sein. Der Arzt sagte, ein Zurück gibt es nicht nur ein Vorwärts. Not bringt Eifer, so versuchte ich, weil die Pulver auch nicht halfen,

den Absud von unserem Konservenkaffee. Marschierte ich in meinem Zustand mit, das Blut rann mir durch die Hose, und ging nicht weg, dachte mir entweder leben oder sterben, ich tu mit, solange, es geht. Nahm fleißig den Kaffe und heilte mich so ziemlich aus.

So kam der 10. Mai!

Wir trafen wieder auf russische Schwarmlinien und so kam es wieder zu einem großen Gefecht, welches 4 Stunden dauerte. Dann gingen wir vor, mussten einen Fluss durchwaten, bis an den Hals standen wir im Wasser, da es doch viel regnete in dieser Zeit. Dann gings den Berg hinauf, wo wir wieder beschossen wurden und oben angelangt ging der Feind aus seiner Stellung und sammelte sich unter dem Berg um uns zu stürmen. Wir bemerkten seine Absicht und gingen in schnellster Linie vor, um die Russen gefangen zu nehmen. Wie wir auf 100 Schritte bei ihnen waren, bemerkte der Hauptmann die große Anzahl der feindlichen Soldaten und rief „nicht mehr weiter, sonst sind wir alle verloren“. Wir wollten nicht hören und liefen noch 50 Schritte. Da kam uns der ganze Rudel entgegen und wir schossen unser 80 Mann gleich stehend zurück. Der Feind schoss was er konnte. Neben mir sank ein Kamerad, durchs Herz getroffen, zusammen. Ich riss ihm gleich die Kleidung auseinander, um ihm trotz des fürchterlichen Kugelhagels zu verbinden, aber er war schon tot. Dann mussten wir mit „Feuer“ den Sturm auf die Russen, die noch in den Schluchten standen, fortsetzten. Sie warfen ihre Gewehre weg und gaben die Hände hoch.

Sie waren so erschreckt über unseren Angriff. Sie glaubten wir seinen ein ganzes Bataillon, dabei waren wir nur 80 Mann. Wir nahmen sie gefangen. Es waren 800 Mann. Wir gingen mit ihnen zurück zu den unseren. Und dann noch über einen Berg, dass wir besser geschützt waren, denn wir wurden immer beschossen. Dann wurden die Gefangenen aufgestellt. 4 und 4 wurden eingeteilt. Dann wurden von uns 12 Mann ausgesucht, wo ich auch dabei war, um sie zum Kommando zu bringen. Ein Zugsführer ging mit, der alles über hatte. Ich hatte 6 Russen, über die Maschinengewehre hingen, die gingen ganz zum Schluss. Die waren ganz unwillig über die Last. Wäre fast notwendig gewesen, ich hätte sie selber getragen.

Als ich hörte, dass ich mitmusste freute ich mich. Wir marschierten von vormittags bis 1 Uhr nachts. Wir, mit voller Rüstung, 40 kg, und mit leerem Magen. Wir machten öfter Rast und da hatten mir die Russen meine Reserve, Zwieback, schon abgebettelt. Die hatten Speck bei sich und schwarzes Brot, wovon sie mir gaben und ich meinen Hunger stillte. Nach der Übergabe bei der Nacht bekamen wir schwarzen Kaffee, worüber wir froh waren, einmal was Warmes zu bekommen. Dann mussten wir in den Häusern ein Lager suchen. Dies dauerte eine Weile, bis wir eine Unterkunft fanden. Vom Schlafen war keine Rede mehr. Frühzeitig mussten wir wieder heraus. Zum Anziehen gab es nichts, da wir sowieso mit den Kleidern schliefen. Und zum Kochen gab es auch nichts, da wir nur das hatten, was wir bettelten. So machten wir uns auf den Rückmarsch zur Kompanie. Tag und Nacht mussten wir

marschieren, dass wir wieder zu unseren Kameraden kamen. Und anstatt etwas zu essen, war das erste, ein Verweis vom Hauptmann, wo wir solange waren. Wo doch die Kompanie immer vorwärts ging, wo kam die schon hin, während wir mit den Russen zurückmarschierten. Und dann der weite Rückweg, bis wir sie wieder einholten. Als Belohnung für den Fang der Russen kam der Befehl, dass alle 80 Mann Belobung haben. Die Chargen wurden befördert und bekamen eine Medaille. Und die Chargenstellvertreter wurden ebenfalls befördert, wo auch ich Gefreiter wurde. Die andern mussten mit der Belobung zufrieden sein.

So vergingen die Tage und wir kamen immer näher zur Grenze, immer weiter entfernt von der Heimat, wo wir schon traurigen Herzens daran dachten, unsere Lieben nicht mehr zu sehen. Und die Strapazen die man mitmachte, den Hunger den man litt, die Kälte die man ausstand.

Unglaublich was der Mensch alles aushalten kann. Die Pferde fielen um, eins ums andere. Die hielten nicht soviel aus. Immer weiter ging es, nur „vorwärts“ hieß es, entweder leben oder sterben.

So kommt der 11. Mai!

Da kamen wir in der Nacht wieder an. Wir mussten uns mit Sack und Pack ein Nachtlager suchen. Ein Ausziehen gab

es nicht, da wir immer bereit sein mussten, und auch vor den Überfällen der Kosaken nicht sicher waren.

Als Menage bekamen wir Suppe, ein Stücklein Fleisch und schwarzen Kaffee. Was aber nur unseren Appetit reizte. Hunger hatten wir für zehn. Die Nacht verging. Früh wurde gefragt wer krank ist, obwohl wir schon alle spitalsbedürftig waren. Ganz trostlos und verlassen fühlten wir uns schon. Nur hie und da kam die Feldpost und jede Zeile war erfrischend für unser trauriges Gemüt. Aber so manche Karte war für Kameraden dabei, die ihren Lieben nicht mehr antworten konnten. Die hatten schon ausgelitten und waren von uns in die kühle Erde gesenkt worden. Ja so manche Angehörigen wissen heute noch nicht wo ihr Gatte, Sohn, oder Bruder hingekommen ist. Mussten oft elendig zugrundegehen und wir konnten nicht helfen, obwohl wir taten was möglich war.

Kam der 16. Mai!

Marschierten wieder den ganzen Tag und bei der Nacht kamen wir, es war ein ganzes Bataillon, die Maschingewehrabteilung und andere Truppen, zum Flusse San, wo wir auf unser Fuhrwerk warten mussten, die die Bontons führten zum Überschiffen. Indem wir wegen des schlechten Weges der zwischen 2 Sümpfen lag und wir durch eine Au mussten, schwer vorwärts konnten, kamen erst um Mitternacht an. Beim Fahren machten die Eisenbontons großes Scheppern, dass man sie schon weit hörte. Auch die Russen über dem San hörten es und

merkten unsere Absicht. Bei der Entladung der Wagen gab es wieder Lärm. Dann wurde gleich ein Bonton ins Wasser gelassen, mit 10 Mann und 1 Führer. Kamen bis an die Mitte des Flusses, dort wurden sie von den Russen beschossen und versanken. Nun wurde der 2. ins Wasser gelassen, mit anderer Mannschaft. Kamen ans darüber Ufer und wurden dort beschossen. Nun waren auch die tot. Als der Feind sah, dass wir nicht aufgeben wollten, schoss er mit Gewehren, Maschinengewehren und Artillerie fürchterlich auf uns. Die Gewehre hätten uns nichts gemacht, da wir trotz großer Verluste hinüber kamen. Als aber die Artillerie anfing zu schießen, und in die Au hereinschoss, wo wir waren, da wurden viele erschlagen von den zerschossenen Bäumen. Da ging es drunter und drüber, es war ein Durcheinander und ein Geschrei bis es hell wurde. Morgen früh fingen die Truppen an zu laufen, alles rückwärts hinter die Au. Alles lief durcheinander um sich zu retten. Wer den Weg übersah auf dem wir kamen, der kam in den Sumpf. Was auch mich traf. Sah gar nicht so gefährlich aus und dachte mir es wird schon gehen, dass ich durchkomme. Ich machte ein paar Schritte und sank gleich bis zum Bauch im Sumpf ein. Die Bemühungen herauszukommen, gab ich gleich auf um nicht weiter zu versinken. Blieb stehen, umkreist von den Kugeln des Feindes und dachte mir, in dem ich die herumliegenden Kameraden und Pferde betrachtete, so wird's halt mir auch gehen, muss halt auch elendig zugrundegehen.

Es war der 17. Mai!

Es war 8 Uhr morgens, da lief einer von der Maschinengewehrabteilung vorbei neben dem Fluss um sich von den Feinde zu retten. Ich rief ihm zu, er solle mir helfen, er wollte nicht hören, da rief ich nochmals „so hilf mir doch“, „auf diesen Augenblick wird es dir doch nicht ankommen“. Da erbarmte er sich und ich hielt ihm das Gewehr hin. Er zog mich heraus. Dann ging ich im Kugelregen des Feindes neben dem Fluss meinem Zug nach, bis ich zu dem Weg der hinüberführte, wo unsere Kameraden waren, die noch herausgekommen waren, aus diesem fürchterlichen Blutbade. Als ich sie einholte, traf ich noch meinen Arbeitskollegen aus der Heimat, der einen Streifschuss an der Hand hatte. Der sagte, ich habe schon meinen Teil und ging zurück auf den Verbandplatz. Er muss aber später gefallen sein. In der Heimat traf ich ihn nicht mehr. So verlor ich meinen letzten Kollegen. Und ich dachte mir, wird halt dich auch bald treffen. Wir gruben uns ein, wo wir im Dreck und Wasser liegen mussten. So verging der Tag und als die Nacht kam hieß es wieder, wir müssen probieren über den San zu kommen. Sonst verstärkt sich der Feind und es geht immer schlechter. Also probierten wir wieder, aber ohne Erfolg. Es gingen wieder viele drauf. Dann kam der Befehl, es gelingt uns nicht. Wir sollen uns hier gleich am San, hinter der ersten Stellung eingraben und sollen weitere Befehle abwarten. Nun grub jeder was er konnte, um einen Schützengraben zustande zu bringen, was bei der finsternen Nacht und mit unserem kleinen Spaten kein Leichtes war.

So kam der 18. Mai!

Wir gruben den ganzen Tag fort. Ging kaum mehr, da uns der Hunger so peinigte. Aber wir mussten graben. Da gab es kein Erbarmen. Zum Glück war die Au voller Krähennester und wir holten uns die jungen Krähen unter Lebensgefahr herunter, da der Feind immer herüberschoss. Es waren vielleicht bei hundert Krähennester in der Au. Das war ein Geschrei und ein Gekräze, aber durch unseren Hunger versuchten wir alles. In 2 Tagen war alles aufgegessen, denn der Hunger tat weh. Da wurde die Haut heruntergerissen, in die Menageschale hinein und gekocht. Als der Feind merkte, dass wir Feuer haben und kochten, schoss er fleißig herüber. Und so manchen Kameraden wurde der Hunger für immer gestillt.

So verblieben wir in Reserve bis 30 Mai!

Ruhe hatten wir auch keine während dieser Zeit. Mussten wir die Deckungen verschönern, hie und da kleine Übungen machen, dann wieder Montur reinigen, überhaupt alles was wir hatten bedurfte einer Reinigung. Bei Nacht hieß es immer in Bereitschaft stehen, mit Sack und Pack, da wir oft Alarm hatten, wo es immer hieß, der Russe möchte durchbrechen. So vergingen die Nächte, immer das Gleiche. Einmal des Tages bekamen wir Menage, was aber schon lauter Wasser war. Da die Küche weit zu fahren hatte, war das Essen bereits schlecht.

Dann hieß es wieder Brot fassen gehen, was wir in der Kappe trugen, weil es lauter Brösel waren und die nicht

viel.

Auch etliche Zigaretten bekamen wir.

Die Hauptsache war die Feldpost, wenn die nachkam, mit Karten oder kleinen Paketen, wo auch für mich immer was dabei war. Das einem das Leben doch wieder ein wenig freute.

Dann musste man mit Gewehr und Bajonett wieder spionieren gehen, um den Feind zu beobachten. Dann hieß es zurück zum Train um die Offiziersfassung, auch bei Nacht mit Gewehr und Bajonett, im Kugelhagel. Denn der Feind hatte immer den Brauch, auch während der Nacht fest zu schießen. Ich ging deshalb gerne zur Fassung, da man hie und da von den Köchen etwas bekam, auch vom Proviantoffizier, und da vergisst man leichter die Gefahr, wenn einem der Hunger zwingt dazu. So ging ich auch einmal den 2stunden weiten Weg ausgerüstet zurück zum Train. Kam dort an und bekam vom Koch Kaffee und einen halben Stritzel Brot. Einen halben bekam ich zu kaufen. Dann besorgte ich die Fassung der Offiziere. Nach 11 Uhr ging ich wieder weg vom Train, zurück zu den Kameraden. Dachte mir, sie werden wieder Alarm geben in der Stellung und ging fort in der Dunkelheit, hörte nichts als Schießereien. Kam zu Patrouillen oder es hielt mich die Feldwache an und so kam ich immer näher der Stellung. Konnte aber nicht so schnell gehen wie ich wollte, da immer mehr Kugeln um mich umherschossen. Musste

mich decken und schützen so gut ich konnte. Waren hie und da alte Schützenlocher und Löcher von Granaten, wo ich mich versteckte. Und musste auch trachten, endlich in die Stellung zu kommen. Als ich dort ankam, übergab ich die Fassung dem Kompaniekommendanten. Ging zurück zur Deckung, war niemand zu sehen. Dachte mir gleich, dass hier was los sei. Suchte meinen Tornister. Er war leer, wusste aber nicht warum. Da suchte ich meine Kameraden, die mich groß anschauten als ich ihnen sagte warum ich so schau. Sagten sie, sie glaubten, dass ich bei dem großen Angriff umgekommen sei. Und da ein Gefecht voraussichtig war, teilten sie meine Sachen unter sich auf, damit dem Feind nichts in die Hände fällt. Sie gaben mir alles zurück.

Da dachte ich mir, wie gefährlich mein Rückzug war, aber ich dachte mir, dass ich schon so oft im Kugelhagel war, wird doch nicht diesmal ein Unglück passieren. Wenn man öfter im Kugelregen ist, hat man nicht mehr soviel Angst. Einmal beim sprungwärts Vorgehen flog mir eine Kugel vor den Kopf, streifte mich am Arm und ging in den Rucksack hinein, wo sie mir alles zerrissen hatte. Auch mein Reservepäcklein, worin ich Zwieback und Kaffee hatte. Ich fand die Kugel und brachte sie in Aufbewahrung. Solche Fälle hatte ich öfter und kam immer glücklich davon.

Des Hauptmann Plan war es immer, wir müssen über den San kommen, und befahl immer, wir sollen mit der Reserve sparen so gut wir konnten, denn wenn wir Glück

haben und hinüber kommen, so kann es möglich sein, dass wir eine Woche nichts zu essen bekommen. Und habe so immer gespart, ich wäre auch solange durchgekommen. Und da hatten meine Kameraden recht, als sie alles aufteilten. Wäre ich wirklich nicht mehr gekommen und sie wären alle über den San gegangen, wäre alles verloren gewesen. Es waren 4 Stück Gulaschkonserven, ziemlich Kaffee und Zwieback und von den Packerln, die ich von der Heimat geschickt bekam (Packerl, was ins Feld ging, durfte nur 35 dkg haben) war noch ein wenig Fleisch und Bäckerei. Mit Rauchmaterial war ich auch versorgt.

Aber es kam ganz anders als wir dachten.

Es kam der 30. Mai!

Abends um 9 Uhr kam die Meldung, morgen um neun Uhr ist Lösung, die schon einen Monat stand. Sagten wir uns, da kommt wieder etwas. Denn meistens vor einem großen Gefecht war Lösung. Wir standen in der Nacht in Bereitschaft. Da gabs am linken Flügel eine große Schießerei. Und als es ein wenig grau wurde, wurde schon bekannt, dass der Russe am linken Flügel durchgebrochen war und das 30. Infanterieregiment aufgerieben war. Wer nicht tot oder in Gefangenschaft, hieß es vor in die Reserve. Und die Kommandanten riefen „mir nach“ und es ging schon im Laufschritt dahin, dachte keiner mehr an die Lösung, sondern es geht um mehr. Nun liefen wir gedeckt fort im Schützengraben. Waren bald dort, wo das 30 Infanterieregiment war. Und die Russen auch nicht mehr

weit weg davon. Zum Angriff war der Platz nicht günstig. Da war ein kleiner Berg der in den San führte. War ein kleiner Weg angelegt, wo man gedeckt gehen konnte. Wir gingen eine Weile so fort, wie uns der Russe bemerkte, fing er auch schon zu schießen an. Mussten wieder vom Weg hinaus in die Ebene, wo nicht weit weg ein Maierhof stand. Es war in der Nähe der Stadt Gradiska. Wir liefen im Laufschritt ca. 1000 Schritte bis zum Maierhof, um uns dort zu sammeln. Der Feind bemerkte es und schoss war er konnte. Wir wurden von den Kugeln ganz bestreut.

Als wir ankamen, fanden wir nur Mauern, weil alles ausgebrannt war. Die noch Überlebenden sammelten sich dort, dann mussten wir wieder weiterlaufen. Wieder so weit, war ein kleiner Berg neben dem Walde, dort hieß es wieder sammeln.

Als alle beisammen waren, hieß es in Schwarmlinie auflösen und vorgehen. Als wir vorgingen und auf eine Anhöhe kamen, wo uns der Feind schön bemerkte. So beschoss er uns mit Gewehr, Maschinengewehr und Artillerie. Da fing es erst an. Es wird 5 Uhr Früh gewesen sein am 1. Juni!

1 Juni! Mit diesem Tag begann meine traurigste Zeit im Weltkrieg.

Verwundet und gefangen!

Wir gingen immer sprungvorwärts vor. Wir waren ganz am linken Flügel, neben dem ersten Zug der 30 Kompanie, die ganz aufgerieben wurde. Wie wir so sprungvorwärts vorgingen, ging der Jammer der Verwundeten los. Es ging sehr langsam, weil mit der Artillerie so viel geschossen wurde. Auf jeden einzelnen Mann den sie bemerkten, schossen sie mit Schrapnell oder Granaten. Wir waren vielleicht 2 km weg von der russischen Schwarmlinie. Ca. 4 km weg war ein Dorf, wo die russische Artillerie versteckt lag. Da wir talab vorgingen, hatten sie eine schöne Schusslinie auf uns. Die beiderseitige Schießerei war furchtbar. Und es hieß immer „vorwärts“ im größten Kugelhagel. Es hieß entweder leben oder sterben. Nun gingen wir langsam vor. Das Geschrei der Verwundeten war fürchterlich. Konnte keiner zurückgebracht werden. Konnte man nur einen Notverband machen und gedeckt liegen lassen. Bis am Abend, erst in der Dunkelheit konnten sie zurückgebracht werden. Wer's aushielte, war's recht, die anderen mussten elend zugrunde gehen. Sanität war keine zu sehen. Gegen Mittag fing auch unsere Artillerie zu schießen an, da sie erst von einer anderen Seite hergebracht werden musste. Wir waren ganz allein im Gefecht. Nachmittags kam der Befehl, die Reserve sei bereits hier. Nun gingen wir immer vor. Von dem Zug der neben uns war, war kein Mann mehr über. Alle gefallen. Nachmittags fing es noch zu regnen an, dass wir ausschauten wie die Schweindel.

Wie wir so vorgingen über die Felder, explodierte über uns ein Schrapnell. Meine 2 Nebenmänner traf es. Einen leicht

auf dem Rücken, den anderen am Genick. Und in den Bauch, dass ihm der Kot vom Munde kam. War ein Korporal, ein guter Kamerad von mir, er hatte auch eine Tapferkeitsmedaille.

Ich verband alle zwei im Kugelregen, machte ihnen eine Deckung mit den Rucksäcken und aus etwas Erde, was ich mit dem Spaten zusammenschaufelte. Den es in den Rücken traf, der konnte noch reden. Den Korporal ging es schlecht mit seiner Verwundung. Nur das Eine sagte er, er wird bald sterben müssen. Ich sagte ihm, er wird schon wieder ausgeheilt und es wird alles wieder gut werden. Er bat mich, ich solle ihm alles abnehmen was er hatte und seinen Lieben nach Hause schicken. Ich brachte es nicht übers Herz und tröstete ihn so gut ich konnte. Er soll nur schön liegen bleiben, am Abend werden sie ihn schon zurückbringen ins Spital. Er wollte mich nicht weglassen, ich sollte bei ihm bleiben. Und ich konnte aber nicht, da ich Schwarmkommandant war und mit meinen Leuten wieder vorgehen musste. Es kam mir schwer an ihn zu verlassen, wo doch sein baldiges Ende voraussichtlich war. Mit Tränen nahmen wir Abschied, denn wir waren uns einander recht zugetan. Wünschte ihm zum Schluss alles Gut und ein Wiedersehen. Er wird wohl seine Heimat nicht mehr gesehen haben. Ich ging mit meinen Leuten immer vor, in allem Regen und Kot. Es verging der Tag und es kommt der Abend. Als wir auf Sturmweite vom Feind gewesen waren, kam der Befehl, nur schießen was jeder kann, bis die Reserve kommt. Die war aber noch weit weg. Schoß ein jeder was er konnte. Dachte mir schon, lang

darfs nimmer dauern, der Befehl lautete, nur halten bis zum letzten Mann.

Der Feind bemerkte, dass bald Reserve nachkommen wird, indem unser Häuflein schon ganz klein war, da wir doch den ganzen Tag viele Verluste hatten. Er machte Sturm auf uns, was sollten wir paar Männer machen. Wir schossen was wir konnten.

Der Feind kam schon sehr nahe, ca. 30 Schritte war er weg.

Da traf mich eine Kugel in die Brust, dass mir das Blut sofort durch den Mund und durch die Nase kam. Wie ich fiel, hatte ich das Gewehr noch schussbereit in den Händen, sprangen 2 Russen auf mich zu, weil sie glaubten ich werde noch schießen. Der eine packte mich am Genick, der andere versetze mir einen Stich. Er hatte es wohl auf die Brust abgesehen, traf mich aber auf dem rechten Oberarm. So war ich wehrlos und gefangen.

Als wir gestürmt wurden, waren wir noch 30 Mann von der Kompanie. Wer nicht tot oder verwundet war, lief zurück zur Reserve. Die Verwundeten kamen in Gefangenschaft.

Die 2 die mich gefangen hatten, schleppten mich zum russischen Schützengraben. Ca. 30 Schritte davor ließen sie mich liegen, dürfte vermutlich kein Lebenszeichen mehr gegeben haben. Sie hielten mich wohl für verloren, denn das Blut quoll mir aus der Nase und aus dem Mund, was

nur konnte.

So lag ich ohne Hilfe und Beistand die ganze Nacht. Zum Glück wusste ich nichts was um mich vorging. In der Früh als es grau wurde, kam mir langsam das Bewusstsein. Wie ich so auf dem Rücken lag, horchte ich was los ist. Hörte immer noch schießen, mit Gewehren und Artillerie. Ich kam immer mehr zu Bewusstsein, es wurde lichter und die Schießerei hörte ganz auf. Wollte mich erheben, aber es ging nicht. Nun kam ich doch langsam zu Verstand.

Konnte mir gar nicht denken wie das kommt, dass ich nicht aufstehen konnte. Sah ich erst, dass ich voll Blut bin. Der Atem ging so schwer, die Nase und der Mund waren ein Blutstock. Da fiel mir doch wieder ein, dass ich verwundet wurde. Wie aber das kommt, dass ich hier so liegen muss, und kein Mensch bei mir ist? Da kam ich doch immer mehr zu mir, es wurde schon Tag, hörte nichts schießen. Da wollte ich das Aufstehen wieder probieren, aber es ging noch immer nicht. Und einen Schmerz hatte ich in der Hand, wollte die Hände bewegen. Die linke war gesund, aber die rechte schmerzte. So dachte ich wieder nach, endlich kam ich drauf, dass wir ja von den Russen gestürmt wurden und ich so schwer verwundet wurde. Aber dass die Hand abgeschossen war, konnte ich nicht verstehen. Denn ich konnte mich nur an den Hieb erinnern, und dass mich die Russen mitschleppten, aber dass ich so liegen musste, konnte ich nicht verstehen.

Mit Schmerzen probierte ich wieder das Aufstehen, diesmal ging es. Konnte ich doch sitzen und konnte mit

nassen Augen und schmerzenden Lippen das Elend betrachten was mich umgab.

Wenn man so studierte, wie arm und verlassen man ist. Kein Mensch kann einem helfen, da sah man, dass man sich selbst helfen muss. War ganz elend und matt von dem vielen Blutverlust. Da fiel mir ein, dass ich die Feldflasche im Brotsack habe. War ein Schluck Wasser drin der mich sehr erfrischte. War immer drauf bedacht, einen Schluck Wasser bei mir zu haben, denn das hat schon manchen das Leben gerettet im Feld.

Dann mit der Zeit konnte ich aufstehen, hielt es aber vor Mattigkeit nicht aus. War neben mir ein kleiner Baum, daran setzte ich mich, bis mir wieder leichter war. Schautete so herum was ich tun sollte, konnte mit keinem Menschen reden, da alles um mich tot war. Dachte mir so, ihr armen Kameraden habt es alle überstanden, wisst nichts mehr von euch, aber wie wird es mir noch gehen, muss ich elend verschmachten.

Ein dichter Nebel war ringsherum, dass man nicht weit sehen konnte. Endlich bemerkte ich in geringer Entfernung Leute, die wahrscheinlich auf Beobachtung waren. Als der Nebel verging, bemerkten sie, dass da noch jemand am Leben ist. Kam mir näher und winkte, dass ich zu ihm kommen solle. Voll Freude und Schmerz schlepppte ich mich hin, in dem Gedanken, bin doch nicht ganz verlassen. Glaubte anfangs es sind unsere. Wie ich aber näher kam, fast bis zum Schützengraben, bemerkte ich, dass es Russen

sind. Aber was will man machen, wenn einem das Unglück so trifft. Wo unsere Leute waren, konnte ich mir nicht denken. Sie mussten wahrscheinlich weit hinten sein. Dass diese Russen von der 2. Schwarmlinie waren, da ich ganz wenige sah im Schützengraben.

Sie waren ganz gut mit mir, setzten mich nieder, um mich zu verbinden. Da es am Vortag geregnet hatte, hatte ich den Mantel an. Und da er voll Blut und Kot war, wollten mir die 4 Russen den Mantel ausziehen, aber leider ging es nicht. Bemerkten sie, dass an der Hand auch was los war. Reden konnte ich nicht mit ihnen, da keiner deutsch verstand.

Sah einer, dass der Ärmel durchlöchert ist, nahm sein Messer heraus und schnitt mir den Ärmel von Mantel, Bluse und Hemd herunter. Da sah man, dass die Hand durchlöchert war. Auch einen Schuss hatte ich im Oberarm. Weiß nicht, von wo der her war. Konnte mich nur an den Hieb erinnern. War mir zu dumm, wo der her war. Dachte mir, wie mich die 2 am Vortag gefangen nahmen und mitgeschleppt hatten, ich bewusstlos wurde und zusammensank? Dass die mir vielleicht noch einen Schuss gaben?

Oder ich hatte ihn in der Nacht beim Liegen erwischt. Das blieb mir selbst ein Rätsel.

Als ich ihnen die Wunde auf der Brust zeigte, redeten sie

durcheinander und schüttelten die Köpfe. Redeten wahrscheinlich, dass dieser Mensch das ausgehalten hat, ohne ihm gleich zu helfen. Mir war es ebenfalls zu dumm, dass man soviel aushalten kann. Dann gaben sie mir auf die Hand einen Notverband, nahmen 2 Gewehrriemen und hängten mir die Hand darauf. Die Riemen gaben sie mir um den Hals. Ohne mir sonst etwas anzutun. Die Brustwunde hatte aufgehört zu bluten und war verstockt, dass sie mich nicht verbinden brauchten. Nur aus dem Mund sickerte noch ein wenig Blut. Als sie alles in Ordnung hatten, musste ich mit einem Russen über den San gehen. War ein Notsteg, der im Wasser schwamm. Glaubte jetzt und jetzt, ich müsse untergehen und kam aber doch glücklich hinüber.

Dort war wieder eine Schwarmlinie. Die schauten mich groß an. Musste dort warten und mich setzen. Dann wollten sie mich ausfragen. Ich verstand keine Silbe, konnte ihnen keine Auskunft geben. Sie drohten mir mit Gewehr und Säbel. Glaubte schon immer sie wollen mich umbringen, da sie doch einen fürchterlichen Zorn auf uns hatten. Da sie doch den ganzen Mai immer Rückzug machen mussten und große Verluste hatten. Konnte doch einer dabeisein, denn es nichts ausmachte, einen Verwundeten umzubringen, denn rachgierige gab es genug bei den Russen, so gut wie bei uns. Überhaupt den Kosaken war alles zuzutrauen.

Bis gegen Mittag musste ich dort warten, dann kamen vier Sanitäter mit einer Tragbahre, legten mich drauf und trugen

mich richtig ein Stück. Dann musste ich ein Stück gehen, wo mich 2 an den Armen führten. Kam in das Bauerndorf, wo der Verbandsplatz war. Dort wurde ich ganz ausgezogen und die Brust wurde verbunden. Nachdem ich verbunden wurde, wurde mir schnell das Hemd angezogen, aus gewissen Gründen.

Da einem die Räuber schon wegnahmen was ihnen gefielen. Man kann nicht so schnell denken was man hat, und reden kann man auch nicht, dass man sich dagegen wehren könnte und man traut sich auch gar nicht recht. Die Pelzjacke die ich von zu Hause mit hatte, die Uhr und die Kette, waren das Erste was ich weg hatte. Mir gings gleich ab und ich fing an zu lamentieren, da ich doch Angst hatte vor der großen Kälte, in Russland und Sibirien. Was jeder wusste. Sie wollten mich aber nicht anhören und wollten mich hinausschummeln, ließ mich aber nicht so schnell abweisen und zeigte nur was mir fehlte. Da ich gar nicht aufhörte, gaben sie mir wieder die Weste, aber die Uhr und die Kette nicht mehr. Dann musste ich hinaus zum Wasser und setzte mich zu den Verwundeten Russen nieder. Die Dorfbewohner brachten ihnen Brot und Milch zu essen, wo sie auch mit mir teilten, weil ich ihnen erbarmte, dass so ich verunglückte. Die Milch schmeckte mir am besten. Da ich doch schon lange keine gesehen hatte und schon ein paar Tage nichts zu essen hatte.

Und so kam die Nacht, die erste in der Gefangenschaft. Es kamen noch mehrere unsrige Verwundete dazu, aber lauter Ungarn und Polaken, mit denen ich auch nicht reden

konnte. Wir mussten auf einem harten Tennenboden die Nacht verbringen. Sogar einen Posten hatten wir bei uns. Wir wussten nicht warum, wo wir doch lauter Verwundete waren. So verging noch ein Tag und noch eine Nacht.

3. Juni! Fahrt ins Spital!

Gegen Mittag kamen die Sanitätswagen. Da wurden wir eingeladen und fort fuhren sie mit uns, so schnell es ging. Die glaubten, sie dürften lauter Gesunde am Wagen haben. Wir fuhren zirka 3 Stunden, kamen in eine Stadt neben der Grenze.

Kamen bei einem Spital an, wurden über die Stiege hinaufgeschleppt und auf die dort befindlichen Pritschen gebettet. Dann bekamen wir einen frischen Verband und Menage und schwarzes Brot. Da konnten wir uns nach langer Zeit wieder satt essen. Ich lag mitten unter den Russen. War so schwach und elend, dass ich mir gar nicht helfen konnte. Musste immer liegen. Der Abort war zirka 50 Schritt weg vom Zimmer und ich musste in meinem Zustand hinaus. Das fürchtete ich. Denn ich bekam keinen Atem und musste mich an der Mauer festhalten, dass ich nicht umfiel und alle 5 Schritte musste ich rasten.

Aber es ging mir jeden Tag besser. Die Lunge wurde freier, dass ich besser Atem schöpfen konnte. Aber das Blutspucken dauerte noch 14 Tage. Während der 7 Tage, wo wir dort waren, bekam ich im Genick ein großes

Abszess, musste operiert werden. Wurde mir der Kopf dann auch noch verbunden, dass ich kam heraussah. Es war ein fürchterlicher Schmerz.

Das Volk kam hie und da herein ins Spital und brachte den Russen eine kleine Spende, meist Bäckerei, wovon ich auch etwas bekam. War aber nicht so gut wie in der Heimat. Erbarmte ihnen, sagten dieser Mensch kann was aushalten. War doch ganz verbunden. Der Kopf verbunden, die Hand auf und in der Schlinge, und Brust und Rücken war alles ein Wickel.

So vergingen die Tage in trauriger Einsamkeit. Keinen Menschen konnte ich mein Leid klagen. Mit den Gedanken immer in der lieben Heimat, wann ich schon draufgehen muss, wenn ich doch in der Heimat bei meinen Lieben ein Grab haben könnte. So manche Feldpostkarte wird wieder für mich abgegangen sein und hätte mich wieder eine Zeit lang aus meinen trüben Gedanken gerissen. Aber leider war mein Schicksal wo anders als im Felde. Eine Krankenschwester, die deutsch schreiben konnte, bat ich, doch einige Zeilen an meine Lieben zu schreiben. Sie erfüllte gern meinen Wunsch und die Karte erreichte ihr Ziel. Wenigstens wussten sie was mit mir los ist. Da schon geredet wurde, dass ich gefallen bin. An den Russen konnte man von zu Hause nicht schreiben, so blieb ich lange ohne Nachricht. Wenn ich Geldmittel gehabt hätte, hätte ich mir das Leben etwas verschönern können. Die Russen, die gehen konnten, kauften sich Brot und Semmeln vom Bäcker. Ich hatte die 8 Kronen, die ich bei

der Gefangennahme in einem kleinen Päcklein um den Hals gehängt hatte und voller Blut war. Die Russen müssen es für etwas Geweihtes gehalten haben und haben es mir gelassen. Auch das Notizbuch, Fotografien, Taschenmesser und Taschentuch verblieb mir. Ich hatte auch Verlangen nach einem Laibchen weißen Brot. Ließ mir eins mitbringen, was eine Krone kostete. Hatte lange daran zu essen. Es war sehr gut. Konnte aber wegen des Abszesses schlecht beißen.

Es kam der 11. Juni!

Hörte ich noch in der Ferne schießen, sogar Gewehrfeuer hörte man. War mein erster Gedanke, vielleicht kommen die Unseren noch, dass ich nochmals erlöst würde, wenn die Russen nicht Zeit hätten uns wegzuräumen.

Frühmorgens als es grau wurde, drehte ich mich zum Fenster, da ich neben einem lag und sah hinunter was los ist. Da sah man schon alle auf den Beinen. Die Wagen wurden beladen mit Einrichtung und Heu. Das Vieh und Volk kam hinten nach. Alles machte sich auf um sich zu retten. Das ging so fort den ganzen Vormittag. Dachte mir schon, haben halt auf uns vergessen und werden uns nicht mehr wegräumen. Entweder sie lassen uns liegen oder stecken das Haus in Brand, was oft vorkam beim Rückzug. Wer konnte, der rettete sein Leben. Die anderen mussten verbrennen. Wird so gegen mittags gewesen sein, kamen Wägen angefahren, so wie die Galizier sie haben und blieben beim Tor stehen.

Nun begann die Flucht ins Innere Russlands!

Jetzt gings um uns, kamen in unser Zimmer, einer packte mich beim Kopf, der andere bei den Füßen und hinunter ging es über die Stufen, so wurden die Wägen beladen. Und fort gings in einem Teufel über Berg und Täler. Jeden Moment musste man fürchten, dass man hinuntergeschupft wird vom Wagen. Ich hatte fürchterliche Schmerzen, glaubte mein letztes Stündlein sei nah. Der Kopf schmerzte und erst die Hand. Die war doch am Oberarm ganz zerschmettert und bei jedem Ruck den der Wagen machte, gingen die Knochen füreinander.

Fuhren ungefähr 5 Stunden, waren schon in Russland, kamen in eine kleine Stadt, und wurden in einem Zivilhaus untergebracht. Mussten am Boden liegen und bekamen ein wenig Menage. Wie es halt bei einem Transport hergeht. Verbrachten da 2 Tage, dann hieß es, wer krank sei solle sich melden. War ohnehin alles krank, brauchte sich keiner melden.

Nun wurde ein Transport zusammengestellt.

Am 14. Juni, um 1 Uhr nachts wurden wir auf die Feldbahn verladen, die hinter dem Haus vorbeiging.

Ich lag auf einem offenen Wagen unter lauter Russen, die mich groß ansahen. Aber sonst scherten sie sich nicht um mich. So fuhren wir die ganze Nacht und den ganzen Tag

bis um 11 Uhr nachts. Da kamen wir zur Hauptbahn, wo wir in die Sanitätswagen umgeladen wurden und nach kurzer Zeit wegfuhrten. Da tat es mir wohl, es war wirklich besser liegen. Auch bekamen wir Menage und Wäsche. Mussten uns umziehen. Unsere Sachen kamen in einen Sack, bis zu unserer Auswaggonierung. Ich wurde gewaschen und bekam wieder einen Notverband. Operieren oder sonst schwereres geht nur im Spital. Wir fuhren zwei Nächte und 3 Tage bis in die Stadt Breslichoski.

Da standen wieder Sanitätswagen, wo wir eingeladen wurden und durch die Festung ins Festungsspital gebracht wurden. Es war ein schönes Spital, nett und rein, was man bei den Russen selten findet. Aber das Essen war sehr wenig und Hunger hatte ich für fünf. Und um die 7 Kronen die ich noch hatte, war mir leid, dass ich mir etwas gekauft hätte. Dachte mir immer, es könne eine noch schlechtere Zeit kommen für mich, da werde ich froh sein, wenn ich meine Kronen habe. Ich verbrachte dort 3 Tage, dann wurden wir wieder zur Bahn gebracht. Kamen wieder in Sanitätswagen und kamen nach Kiew. Dort wurden wir wieder auswaggoniert, kamen in eine Wartehalle und mussten 3 Stunden warten. Dann kamen wir wieder in Sanitätswagen.

Unser nächstes Ziel war Moskau!

Am 21. Juni, 8 Uhr abends kamen wir an. Wurden von den Waggons in die Elektrische umgeladen und fuhren zirka

eine Stunde durch die Stadt, bis zu einer Schule, die als Spital diente. Die Fahrt war schön, konnte man nicht genug staunen. Herrliche Gartenanlagen, schöne Häuser und Kirchen waren zu sehen, mit schönen Türmen. Die Stadt hatte 80 km im Umfang und waren 200 Kirchen mit Goldkuppeln. Jene Häuser in der Stadt, die von Deutschen bewohnt waren, waren ganz demoliert, alles war zerschlagen von den Demonstranten, wegen des Krieges Deutschland gegen Russland.

Als wir bei der Schule ankamen, wurden wir gleich untergebracht. Da waren lauter Gefangene, alle verwundet, alle Nationen, jede Nation separat. Da konnte ich doch wieder meine Muttersprache reden, da schon Deutsche dort waren.

Da war ein Ungarischer Arzt, der mich behandelte und sein möglichstes tat. Wir wurden zuerst gereinigt, dann kamen wir ins Verbandzimmer. Der Arzt fragte mich, wann ich verwundet wurde. Auf meine Antwort entgegnete er, es wäre jetzt aber schon höchste Zeit, dass die Hand einen Gipsverband bekommt, sonst verkrüppelt sie. So bekam ich gleich einen und die anderen Wunden wurden auch verbunden. War ich froh, einmal in ordentliche Hände gekommen zu sein. Die drei Wochen haben mir lange genug gedauert.

Die Behandlung war auch nicht schlecht. Das Essen war wohl wenig. So vergingen die Tage. Bekam zum 2. Mal

die Ruhr. Wurde mir aber gleich geholfen. Eine Schwester war auch da, die ein wenig Deutsch verstand. Die fragte, wer nach Hause schreiben wolle. Das wollte jeder und sie besorgte Karten vom Roten Kreuz. Und denen die nicht selbst schreiben konnten, schrieb sie an die Angehörigen. Auch mir. Kam keine Antwort darauf, so sehnstüchtig man auch wartete. Sie fragte auch, wer österreichisches Geld hat zum auswechseln. Ich gab ihr auch 3 Kronen zum Auswechseln, dass ich auch russisches Geld hatte.

So kam der 30. Juni!

Wurde wieder ein Transport zusammengestellt. War auch ich dabei und glaubte es sei schon Frieden und es geht wieder der Heimat zu. Kamen wieder auf die Elektrische und fuhren auf einer anderen Seite zurück zur Bahn, wo wir wieder in die Sanitätswagen kamen. Fuhren bei der Nacht noch weg und als es grau wurde, sah man, dass es immer weiter hineingehe und nicht zurück. Kamen gegen Mittag in Rischanz an, wurden auswaggoniert, kamen ins Spital. Die Umgebung der Stadt war so voll Unordnung, der Mist lag auf den Straßen, die Häuser waren ganz zerlumpt, es war eine schmutzige Stadt. Auch im Spital war die selbe Unordnung. Es waren alle Nationen durcheinander, auch Russen waren dabei. Die Bedienungsmannschaft war lauter Rumänen und Rutschenden. Die schauten nur auf die eigenen Leute und auf die Russen. Um uns Deutsche scherten sie sich nicht. Auch die Ärzte waren nicht viel besser. Machten nicht viele Geschichten mit uns. Nur bei einer schlechten

Aussicht auf Heilung wurde gleich ohne Betäubung amputiert. Das war jeden Tag ein Geschrei und die Armen konnten sich nicht helfen. Lag so mancher am nächsten Tag in der Totenkammer, wo sich niemand scherte um ihn.

Als ich zur Visite kam, wurden meine Wunden untersucht. Der Gipsverband wurde zu leicht befunden. Wurde ein großes Messer genommen und heruntergeschnitten. Die Wunde ein wenig angeschaut und ein neuer angelegt. Waren zwei beisammen, einer packte mich am Oberarm, der andere beim Unterarm, zogen jeder fest an, ich dachte mein letztes Stündlein hat geschlagen. Dann machte die Schwester den Verband drauf. Dann wurden die anderen Wunden auch verbunden und durfte wieder auf mein Zimmer zurück. Dort lag ich neben einem verwundeten Zigeuner, mit dem ich auch nicht reden konnte.

So vergingen die Tage. Die Hand schwoll fürchterlich an, weil der Verband zu fest war. Konnte es kaum mehr aushalten vor Schmerzen. Vom Schlafen gar keine Rede mehr. Wenn man so nachdenkt, was man unschuldigerweise alles erleiden muss, man kann gar nichts dafür dass man gefangen wird.

Da die Schmerzen nicht nachließen, wurde die Hand wieder visitiert. Dann redeten die Ärzte durcheinander. Wahrscheinlich werden sie gesagt haben, mit dem machen wir keine Geschichten. Nahmen ein Messer und schnitten wieder den Gipsverband herunter und gaben mir die Hand in die Schlinge. Aber ich dachte mir, werdet kein Glück

haben mir die Hand zu ruinieren. Schonte mich, soviel ich konnte. Da ich zum Glück im Sommer verwundet wurde und mich ganz ausgeblutet hatte, konnte die Wunde schön zu heilen anfangen, da sie nicht Eiter fassen konnte. Wir gingen jeden Tag 2 Stunden im Hofe spazieren, damit das Liegen wieder besser war. Da hatte ich die Hand in der Schlinge. Aber nur diese Zeit. Im Bett lag ich immer am Rücken und hatte die Hand am Bauch liegen, mit der Decke sorgsam zugedeckt, damit sie schön heilen konnte. Vom Schlafen war keine Rede. In der Nacht sekirten einen die Wanzen, am Tag war es besser. Dafür quälte einen der Hunger. Die Menage war sehr schlecht.

Eine Fischsuppe mit Kartoffeln oder Erdäpfelpuffer samt Schäler und 3 Löffel Karscha. Das ist wie ein Hendlbrein. Fleisch gab es zweimal in der Woche. Ein fingergroßes Stückerl. Und 40 dkg Brot am Tag, aber so schwarz und bitter, das Wasser rann heraus, wenn man es drückt und wenn es 1 Tag alt war, war es so schimmelig zum Wegwerfen.

Magenkranke gingen zugrunde dabei. Früh und abends bekam man eine Schale Tee, aber keinen solchen wie zu Hause.

Es waren einige, die schon über 1 Jahr da waren. Die hatten schon von zu Hause Geld und konnten sich was zubessern. Aber ich mit meinen paar Kronen konnte nicht viel machen. So vergingen die Tage im Trübsinn dahin und

wenn man die Krüppel betrachtete, die da waren, ohne Hände und Füße und Augen. Und die Sehnsucht nach der Heimat zehrte an uns allen. Diejenigen die schon länger da waren, bekamen von zu Hause Nachricht, dass es nicht mehr lange dauern und Friede wird. Und da es immer lang dauerte, bis eine Nachricht nach Russland kam, so glaubte man es muss schon Friede sein, dass wir bald erlöst würden.

Da kam der 29. August!

Wurde wieder ein Transport zusammengestellt, wo ich auch wieder dazukam. Die Wunden waren schon ziemlich ausgeheilt. Nur der Knochen in der Hand wackelte noch. Ich war glücklich, dass ich schon soweit war mit meiner Heilung. Nun wurde jeder visitiert wegen der Montur. Die Hose tat es noch und die Pelzweste. Die zerrissene Unterhose, das Hemd, die Bluse und der Mantel hatten nur einen Ärmel. Erhielt ich einen Rock statt dem Mantel, dass der Arm nicht ganz bloß war. Sonst musste ich alles behalten wie es war. Auch die Kappe verblieb mir.

So wurden wir bei Nacht wegtransportiert. Und alle die wir hinter uns ließen, wünschten uns viel Glück zur Heimreise und gaben uns Grüße auf in die Heimat. Denn wir alle waren der Meinung, wir würden ausgetauscht werden. Aber als wir die Nacht durchfuhren, es Tag wurde, und wir sahen, dass die Richtung nach Sibirien geht, wurden wir immer trauriger.

Wir kamen nach Goslof, von dort nach Tambah.

Kamen um 5 Uhr abends an. Wurden auswaggoniert und kamen in ein Sammellager, wo dann größere Transporte zusammengestellt wurden, zur

Fahrt ins eisige Sibirien!

Sah wohl jeder traurig drein, wenn er an sein Los dachte. Nun mussten wir uns im Sammellager eine Liegestatt suchen für die Nacht. Viele lagen im Hofe oder auf dem Dachboden, in den Gängen. Auch hinter den Pritschen war alles voll. Wo nur ein Platzerl war, kroch einer hinein. Alles lag fast aufeinander. Läuse und Ungeziefer gabs, dass sie einem fast forttrugen, konnte sich niemand helfen. Zum Reinigen war der Platz zu klein. Hinaus durfte keiner, es war zum Verzweifeln. Langsam verging doch die Nacht.

Während des Tages, als ich so in dem Menschenhaufen herumsuchte, entdeckte ich voll Freude einen Bekannten aus der Heimat, den Schrittewieser Emmerich aus St. Gotthard. War mir gleich leichter ums Herz, da ich einen Bekannten aus der Heimat hatte. Er kannte mich bald, ich hatte die Hand noch in der Schlinge und klagte ihm mein ganzes Leid. Und dass vom Frieden gesprochen wurde in unserem früheren Lager. Und wir voll Freude weggefahren sind, da wir glaubten es geht der Heimat zu. Er war vor kurzem erst in die Gefangenschaft gekommen. Er erzählte mir, dass man an einen Frieden noch gar nicht denken

konnte, dass es fest zugeht an der Front und niemand sagen kann, wenn es zu Ende geht. Dann erzählte er mir sein Leid. Wie es ihm ergangen ist und wie er in Gefangenschaft kam. Bei Sopal hatten sie große Verluste und wurde das ganze 10. Jägerbataillon aufgerieben. Was nicht tot war, kam in Gefangenschaft. Er war froh, dass er gesund ist und das Hundeleben im Spital und Lager nicht mitmachen brauchte. Sobald Gelegenheit ist auf Arbeit zu gehen, wird er sich melden, um sich leichter durchzuschlagen. Wir sprachen noch so Manches über die Front und von zu Hause, so verging der Tag. Manage war wieder dieselbe und schwarzes Brot. Dann kam wieder die schreckliche Nacht wie am Vortag. Wer Geld hatte, kaufte sich eine Kerze, die anderen mussten sich so begnügen. Wenn einer seine Notdurft verrichten musste, stolperte im Dunkeln einer über den anderen. Das war eine Schimpferei und Scheltereи, über den Krieg und über die Gefangenschaft und über das elende Leben das man hatte.

So verging die Nacht und es kam der 1. September!

Wurde wieder ein Transport zusammengestellt. Traf mich wieder. Nach traurigem Abschied von meinem Freund, da nur Verwundete zum Transport kamen und gaben Grüße auf, wenn doch einer früher nach Hause kommen würde. So fuhren wir traurigen Herzens weg und kamen nach Pensa, von da nach Sysran. Von da fuhren wir weiter um 8 Uhr Früh und kamen nach Samara. Da bekamen wir Mittagessen. Wie gewöhnlich die russische Kost. Für die vorherigen Tage bekamen wir das Zehrgeld. Für den Tag

waren es 15 Kopeken, die wir bekommen sollten um uns zu verköstigen. Da beschwindelte uns schon der Transportkommandant, dass ihm was blieb. Das erste Mal zahlte er uns bei Tag aus, das nächste Mal bei Nacht, dass ihm ein Tag blieb.

So wurden wir gleich die ersten Tage beschwindelt. Und mit dem Selbstverköstigen war es auch so eine Sache. Wenn der Zug nur kurze Zeit anhielt, konnte sich nicht jeder etwas kaufen, denn es war ein Transport mit 500 Mann. Wo er anhielt, waren die kleinen Standerl gleich besetzt. Und wie es bei mir war, ich hatte doch die Hand in der Schlinge, musste ich auf allerletzt warten mit dem Ausspringen, da wir in Viehwaggons fuhren. Sie hatten kein Geländer und keinen Aufstieg. Konnte ich mir gar nicht helfen. Bis ich zu den Standeln kam, war alles besetzt. Und ich musste draußen warten, da ich nicht drängen konnte mit meiner Hand. Und das Verkaufen bei den Russen ging nicht so schnell, da sie schwer fertig werden mit dem Rechnen. So kam die Zeit wieder zum Einstiegen. Es pfiff der Zug und ich musste wieder leer weggehen. Alles trachtete zum Einstiegen. Ich musste wieder zuletzt warten, dann wurde mir doch immer geholfen. Es kam aber vor, dass manchem der Zug davonfuhr. Was mit solchen geschah, weiß ich nicht. So musste ich wieder weiter mit dem hungrigen Magen. Meine Liegestatt war im Waggon unter der Pritsche, da ich mit meiner Hand nicht gepresst liegen konnte.

Am 8. September!

Kamen wir am Abend in Ufa an. Von da nach Tscheljabinsk, das war schon in Sibirien. Graute schon jedem vor der eisigen Luft. Die Waggons waren kalt. Zum Einheizen hatten wir nichts. In Tscheljabinsk blieb der Zug am 8. September stehen, wo wir in den Waggons übernachteten.

Früh fuhren wir weg und kamen am 10. September nach Omsk. Mussten aus den Waggons heraus und mussten uns in Reihe und Glied anstellen und zur Menagestelle marschieren. Wie wir dort ankamen, gab es wieder die Menage wie früher. Denn in Russland und Sibirien gab es keinen anderen Speisezettel in der Gefangenschaft. Fischsuppe, Kartoffelpuffer und Karscha und ein bisschen schwarzes Brot. Dann stellten sie uns wieder zusammen, was bei den Russen lange herging, bis sie uns fertig brachten.

Als ich so herumsah in der Menge, sah ich ein bekanntes Gesicht. Wusste aber nicht wer es sein sollte. Man war ja voll Bart und die Haare lang, denn zum Rasieren oder Frisieren gab es keine Möglichkeit und auch kein Geld. So war man fast unkenntlich.

Wir trachteten immer näher zusammen und kamen im Laufe des Gespräches drauf, dass wir zwei gute alte Freunde aus der Heimat waren. Es war Fohringer Josef aus Bernreit bei Texing und war in Mank längere Zeit

bedienstet. Das war eine Freude. Erzählten einander unser Los und was wir schon alles mitmachten. Er kam auch verwundet in die Gefangenschaft. Hatte einen Schuss im Oberschenkel. Musste öfter operiert werden. Musste viel mitmachen, bis er halbwegs zum Gehen kam.

Er war in Petrobawlowsk, eine Stadt vor Omsk, im Spital und wurde bei seiner Entlassung unserem Transport zugeteilt bei der Nacht, und fuhr mit bis Omsk, wo wir uns trafen.

Wir beschlossen, nicht mehr voneinander zu gehen, sobald wir auswaggoniert werden. Denn gleich gab es kein Zusammenbleiben. Musste jeder wieder in seinen Waggon, denn das ließ unsere Bewachung nicht zu und der Transportkommandant. Nun erzählten wir uns so manches über unsere Lieben in der Heimat. Wo jeden die Tränen in den Augen stand, wusste doch keiner etwas von zu Hause, man bekam gar kein Schreiben. Was musste man so alles aushalten und man konnte sich nicht helfen. Da wir wieder in unsere Waggons mussten, verabschiedeten wir uns und hofften uns bald wieder zu sehen.

Abends fuhren wir wieder weiter und dem 13. September fuhren wir durch die große Stadt Amkerisch, am Flusse Ob.

Groß war die Stadt, aber es waren durchwegs hölzerne Hauser, nur wenige waren gemauert. Die Kultur war ganz

gleich wie im ganzen Reich. Die Kälte wurde immer mehr, da wir immer mehr nach Norden fuhren, wo schon im September strenger Winter ist. Schnee war wohl noch nicht, aber gefroren war es schon steinhart. Uns schüttelte es in den Waggons vor Kälte. Einheizen konnte man nicht. Und von der Menage, die man jeden zweiten oder dritten Tag bekam, konnte man sich auch nicht erwärmen.

Wie fuhr immer weiter und kamen nach Nover Nikolajevka, eine große Stadt im gleichen Stile.

Von da immer weiter und weiter bis nach Krasnojarsk. Dort angekommen, den 16. September, wurden wir auswaggoniert. Mussten uns 4 und 4 aufstellen und die Russen, die den Transport über hatten, zählten uns ab, was lange herging. Dann kam die Bewachung vom Lager in das wir kommen sollten und zählten uns wieder.

Es wurde gefragt wer krank ist, oder sonst schlecht gehen kann, der soll sich melden, denn es waren 8 Wärs (nach unserer Berechnung ist ein Wärs um 70 m länger als ein Kilometer) ins Lager. Da wären wohl die meisten gewesen, denn alles war matt, denn wenn man 16 Tage im Transport ist, wobei 40 Mann in einem Viehwaggon zusammengepfercht waren, nicht viel zu essen, und vom Spital schon ausgehungert, da kann keiner mehr kräftig sein. Nun meldeten sich die, die an den Füßen verwundet waren und die, die mit Krücken gingen, wo auch mein Kollege dabei war.

Nun war alles geregelt zum Abmarsch. Zum Tragen hatte keiner viel. Meine Habseligkeiten trug ich im Sacktüchlein eingepackt. Einen Holzlöffel und eine leere Patronenbüchse, die mir als Essschaale diente. Nun marschierten wir ab, mit Ach und Weh gings durch die Nacht sehr langsam. Die Bevölkerung sah uns groß an, einige beschimpften uns, andere wieder erbarmten wir. So ging es durch die Stadt. Dann kamen wir auf eine Anhöhe, von weitem sahen wir schon unsere neue Heimat Sibirien!

Das Lager Vaene Gorodock!

Die Gegend war öde und unfreundlich. Man sah nur den nackten Boden, denn wachsen konnte da nichts, es war zu kalt. Und war nur eine Sandwüste. Nun kamen wir mit müden Schritten und hängenden Kopf in das Lager, wo uns schon die anderen Gefangenen erwarteten. Fragten uns gleich, wo wir herkommen, und waren erstaunt, als wir sagten aus Russland. Denn sie glaubten es sei schon Friede, dass auch sie bald in die Heimat fahren könnten. Erzählten wir ihnen, dass auch wir derselben Meinung waren. Wie wir aus dem Spital entlassen wurden, glaubten wir auch, es geht der Heimat zu und wurden so enttäuscht. Nun fragten wir sie, wie es ihnen im Lager geht.

Einige sagten schlecht, die anderen wieder die schon länger hier waren und von zu Hause Nachricht und Geld hatten, wieder besser. Die waren schon getröstet. Und von der großen Krankheit im Frühjahr erzählten sie. Die Hälfte ist

damals an Typhus gestorben. Täglich bis 30 Mann durch 2 Monate hindurch.

Es hat an Sanität gefehlt. Und sonst hat sich auch niemand gekümmert. Sie waren dort die ersten Gefangenen und war das Lager nur mangelhaft hergerichtet. Bauten bei unserem Hinkommen noch immer.

Es waren 5000 Gefangene dort und lag fast einer auf dem anderen. So machten sie uns schon in der ersten Stunde das Leben schwer.

Nun wurden wir übernommen im Lager, und dann in den Bauten untergebracht. Mein Kollege und ich trachteten, dass wir zusammenkommen, um uns gegenseitig trösten zu können, damit es uns nicht gar so schwer fiel. Abends bekamen wir die Menage. Kartoffelsuppe, aber wenig. Man hätte leicht die Portion die für 10 gehörte, allein gegessen. Denn in Russland war der Brauch, dass 10 Mann aus einer Schüssel essen mussten. Der keinen Löffel hatte musste warten oder sich einen ausleihen. Durch diese Übelstände wurden die Krankheiten so verbreitet und verschleppt.

Es waren verschiedene Krankheiten, von denen man in der Heimat nichts wusste.

Nun kam die Nacht, die erste im Lager. Die harte Pritsche, keinen Strohsack und nichts zum Zudecken. Die Baracke

eisig kalt. Denn es war ausgeputzt und die Pritschen gewaschen. Die waren ganz eisig. Müde und ganz erschöpft legten wir uns drauf.

Die Hose nahm ich als Strohsack, die Stiefel die ich vom Spital hatte und die Kappe nahm ich als Kopfkissen. Die Bluse und den Zivilrock den ich hatte, war meine Decke. So lagen fast alle. Nur die einen Mantel hatten, waren besser dran, weil die mehr vor der Kälte geschützt waren. Vom Schlafen war ohnehin keine Rede. Erstens durch die Kälte und zweitens durch das viele Studieren und Elend.

So ging die Zeit dahin im Lager. Mein Kollege und ich trösteten uns immer. Es kann doch nicht lange dauern, dass wir erlöst werden von dieser Pein.

So gingen die Monate dahin in der gleichen Eintönigkeit und es kam der Oktober und der November.

Endlich bekam ich die erste Karte aus der Heimat, die mein Herz erfreute und mich tröstete. Wenn man nach langer Zeit ein Lebenszeichen bekam. Antwortete gleich drauf und schrieb um Geld und Wäsche und Rauchmaterial. Das ging einem viel ab, wenn man rauchen konnte, war schon besser. Dass man den Hunger und die Kälte leichter ertrug.

So verging der November und kam der Dezember. Da sagte man uns, es kommen Liebesgaben aus der Heimat und eine Rot-Kreuz-Schwester, worüber wir uns sehr

freuten.

Vor Weihnachten kamen die Liebesgaben. Jeder Mann eine Decke und zwei Mann zusammen ein Paket mit folgendem Inhalt: Wäsche, ein Kamm und Seife, ein Halsschal, Socken, Sacktuch, Eßschale und Nähzeug, mit Nadeln, Zwirn und Knöpfen. Und noch verschiedene Kleinigkeiten, die wir uns teilen mussten. Das war eine Freude. Überhaupt an der Decke, dass man sich zudecken konnte beim Schlafen, denn die Nächte waren sehr kalt. Bei Tag hatte es eine Kälte von 40 bis 50 Grad.

Nach der Verteilung hieß es, zu Weihnachten kommt eine Rotkreuz Schwester, die uns auch was bringen wird.

Am Heiligen Abend kam sie wirklich. Hielt sich aber nicht lange auf, besuchte uns nur. Brachte Grüße aus der Heimat und erkundigte sich wie es uns geht. Dann verließ sie uns mit dem Versprechen nochmals zu kommen und ging zu den Offizieren. War ihr eigener Sohn dabei, aber auch nur als Gefangener. Der bekam viele Geschenke von ihr und auch Geld.

Für uns ließ sie für jeden Mann 25 Kopeken, Tee und ein wenig Zucker, ein kleines Packerl Tabak und Streichhölzer da, wo wir auch zufrieden waren, denn uns tat es sehr not. Schade, dass wir es erst nach den Feiertagen erhielten.

Nun kam

unser erstes Weihnachtsfest in der Gefangenschaft 1915

Die Geld hatten, zahlten zusammen, dass wir doch auch eine Freude hatten fern der Heimat und der Lieben.

Kauften einen Christbaum. Mein Kollege und ich konnten auch nichts beisteuern. Wir konnten uns nicht einmal eine Karte kaufen um den Angehörigen zu schreiben. Denn das Geld von der Schwester hatten wir noch nicht. Nur die, die im Sommer arbeiten konnten, hatten ein wenig Geld. Der Christbaum wurde aufgestellt. Etliche Kerzlein drauf und wurden angezündet. Hofften auf die Schwester, weil sie uns versprochen hatte. Ließ uns aber dann sagen, dass sie nicht kommen kann. Wird ihr wahrscheinlich bei den Offizieren besser gefallen haben als in unseren Baracken. Denn die hatten eine schöne Lohnung. Konnten gut leben. Konnten jeden Tag Braten und Schinken essen. Und feine Bäckereien und Bier konnten sie trinken, was sie wollten. Hatten im Monat 50 Rubel. 30 brauchten sie zum Leben. Die anderen konnten sie verlungern. Die hatten dort mehr, als sie sich in der Heimat hätten leisten können. Brauchten sich nichts versagen, in keiner Weise. Mehr möchte ich nicht schildern über diese Verhältnisse. Jedenfalls hatten sie ein schöneres Weihnachtsfest als wir armen Häuter.

So feierten wir alleine den Heiligen Abend.

Mehrere Wiener Kollegen hielten Ansprachen, dauerte eine Stunde. Zum Schlusse sangen wir mitsammen ein

Weihnachtslied. Es waren uns 300 Mann beisammen in der Baracke und standen um den Christbaum herum.

Jedem standen die heißen Tränen in den Augen, rannen uns über die Wangen, dachte doch jeder in dieser Stunde mehr als je an seine Lieben in der Heimat.

Ein Gefühl der gänzlichen Verlassenheit beschlich jeden und die ausgestandenen Leiden und Drangsalierungen und die in Dunkel gehüllte Zukunft, stand vor unserem geistigen Auge. Bewegten Herzens dankten wir für die Ansprachen. Dieses unser erstes Weihnachtsfest, das wir in der Fremde feierten, wird wohl keiner der Gefangenen vergessen.

Einige Künstler die bei uns waren, machten einige Vorträge und Kunststücke, um unsere schweren Köpfe aufzufrischen. Es war für uns das Beste, dass solche unter uns waren, mit gutem Wiener Humor.

Sonst wäre es mit uns gefehlt gewesen. Wären noch mehr närrisch geworden und draufgegangen.

Nun hofften wir, diese Weihnachten werden auch die letzten sein, denn wir werden wirklich bald erlöst werden. Auch die Schwester versprach uns baldige Heimkehr, und dass die Friedensverhandlungen bereits begonnen haben. Zu den Feiertagen bekommen wir auch Menageaufbesserung. Wieder einmal nach langer Zeit ein

heimatisches Essen zu bekommen, wie das schmeckt, das muss selbst erlebt werden.

Am ersten Tag gabs Nudelsuppe und Rindfleisch, den nächsten Tag gabs Gulasch. Da waren wir schon glücklich.

Gingen wieder die Tage dahin.

1916

Und es kam das Neujahr 1916

Freuten uns, vielleicht wird es besser sein als das vergangene. So trösteten wir uns, mein Kollege und ich, von einem Monat zum anderen. Wir halfen uns auch gegenseitig. Er konnte schwer gehen und ich konnte mir mit meiner Hand nicht helfen. Die hatte ich noch immer in der Schlinge, da sie schon ganz verkrüppelt war.

Wenn was zum Holen war, ging ich, Menage holen, oder das Teewasser, oder Wasser zum Wäsche waschen.

Und er flickte unsere Lumpen, wusch die Wäsche und was es sonst noch gab, wo man beide Hände brauchte.

Wir waren froh dabei, einander helfen zu können.

Nun kam der Befehl, wer einen steifen Fuß oder eine steife Hand hatte, sollte sich melden im Spital. Waren auch gleich dabei, glaubten es wird ein Invalidentransport zusammengestellt zum Austausch. Es wurde so herumgeredet unter uns. Nun kamen wir am nächsten Tag ins Spital. Da war ein Reichsdeutscher Arzt, der unsere steifen Glieder besah und uns versprach er werde uns helfen soviel er vermag. Dann sagte er uns, dürft nicht glauben, wenn ihr als Krüppel nach Hause kommt, dass ihr viel Invalidengeld bekommt, denn es werden viele sein. Wir sollen ihm folgen und jeden Tag kommen.

Wir gingen nun jeden Nachmittag zu ihm zum Massieren. Anfangs war es ein großer Schmerz, da schon alles versulzt war. Wurde bei den Fingern gezogen, die Hand gestreckt, wie es halt sein muss bei solchen Fällen. Wurde aber mit jedem Tag besser und gelenkiger. Nach 3 Monaten konnte ich die Hand, die vorher schon so schwach war, dass ich nicht einmal mehr einen leeren Löffel halten konnte, schon von selbst hin und her bewegen. So froh und glücklich war ich, dass es so vorwärts ging. Konnte diesen Arzt nicht genug danken, freute mich, den dieser war mein Glück, sonst könnte ich heut noch so herumlaufen als Krüppel.

So verging der Jänner, kam der Februar!

Schreibt sich geschwind so ein Monat, aber wie lange es dauerte in der Verbannung. Eine fürchterliche Kälte jeden Tag.

Und die Nächte waren so endlos. Von 4 Uhr nachmittags bis 8 Uhr früh. Und man konnte nicht schlafen. Man freute sich schon, wenn es graute, so gefürchtet waren die Nächte wegen der Kälte.

Endlich kam wieder ein Schreiben, was einem das Herz wieder erleichterte.

Dann kam der März. Da bekam ich schon Geld von zu Hause, dann ein Paket mit Wäsche und Rauchsachen. Das war erst eine Freude. Hatte ich doch endlich was zum Zubessern, war schon höchste Zeit.

Und es tauchten schon wieder verschiedene Krankheiten auf. Eine davon war Skorbut, das kam von der schlechten Kost, waren doch schon alle unterernährt.

Da verzog es den ganzen Leib. Kauften uns Essig um uns zu helfen.

Mir und meinen Kollegen tats soweit nichts. Aber wir hatten ca. 30 Kameraden, die mussten wir auf den Abort tragen, so schlecht stand es mit ihnen, das war traurig. Die noch schlechter waren, kamen in das Spital. Es war so ungesund in den Baracken, das Wasser floss an der Mauer herunter und bei der Tür hinaus. Die Fenster waren zerbrochen, sodass sich der Dunst der 2 Küchen, zwischen denen die Baracken steckten, im Innern der Baracken

sammelte.

So verging der März und es gab immer Gerüchte, dass bereits Friede sei und wir nach Hause fahren können. Warteten schon immer auf den Befehl. Sagten immer, zuerst werden die fahren, die hinter uns sind, dann sind wir dran.

Dann hieß es wieder, alle kommen zurück nach Russland zur Arbeit. Vielleicht wäre es dort besser als hier in Sibirien und näher der Heimat.

So kam der April. Einer tröstete den Anderen so gut er konnte. Und mit lauter Trösten, Hoffen und Bangen verging die Zeit und kam der Mai. Und die Redereien gingen von neuem los, dass es bald auf Arbeit oder der Heimat zugehen werde.

Jeder freute sich schon vom Lager wegzukommen. So kam der 20. Mai, wo die Wirklichkeit war. Wir konnten unser Glück suchen. Musste Abschied nehmen von meinem Kollegen. Er konnte mit seinem kürzeren Fuß nicht mit. Wünschten uns gegenseitig Glück und gaben gegenseitig Grüße auf an die Angehörigen, wer das Glück hat, die Heimat als erster zu sehen. Mit Tränen ging es dann auseinander, wie es nicht anders sein kann bei zwei Freunden. Alle Hände waren beschäftigt, alles herzurichten für den Transport. Kleider und Schuhe wurden repariert. Ich gab auch meine Hose in die Werkstatt. Dann als die

Sachen zurückkamen und verteilt wurden, bekam nicht jeder seine Kleidung. Wie es auch mir erging. Was sollte ich machen? Hätt sich nicht ein Offiziersdiener erbarmt, und mir eine alte Reithose von seinem Herrn geschenkt, hätte ich in der Unterhose zur Arbeit fahren müssen.

Der Transport wurde zusammengestellt, freute sich schon jeder hinauszukommen aus dem schlechten Lagerleben. Hätte man eine Ahnung gehabt, dass uns auch die Zukunft nichts Anderes erwarten lässt, als Entbehrungen und Enttäuschungen und noch viel schlechtere Zeiten als wir schon erlebten, wäre wohl keine Freude in uns gewesen. Unter zwei Tagen gingen drei Transporte weg. Ich war beim dritten. Viele hätten es versucht, vom Lager wegzulaufen, hatten aber kein Glück, wurden alle erwischt und retour gebracht. Deshalb wurde uns das Lagerleben fast unerträglich. Es wurde immer strenger, es durfte sich nach 8 Uhr abends keiner mehr hinauswagen. Die Kosaken hatten nachts Dienst, ritten im Galopp umeinander. Wenn sich einer zeigte, auf den ritten sie zu und hauten unbarmherzig mit der Peitsche drauf. Man musste es fürchten, bei der Nacht auf den Abort zu gehen, denn der war 100 Schritte von der Baracke weg.

Jetzt zurück zu unserem Abtransport am 20. Mai!

Mussten vom Lager weg die 8 Wärs zurück in die Stadt Krasnojarsk zum Bahnhof gehen. 5 Minuten bevor wir die Stadt erreichten, war eine große Demonstration. Alle Standeln am Markt waren zerschlagen, ganze Haufen

Erdäpfel waren zertreten, Leichen lagen herum, die von den Demonstranten erschlagen wurden. Patrouillen liefen herum. Es war ein bunt bewegtes Bild.

So kamen wir zum Bahnhof, wurden einwaggoniert, fuhren weg über Mareins, wohin die Fahrt ging wusste keiner. Man musste halt mit.

Kamen über eine große Brücke nach Teika, den 22. um 8 Uhr früh angekommen. Dann nach Nover Nikolajevka, dort um 10 Uhr abends angekommen.

Da wurden wir auswaggoniert und kamen ins Lager. Blieben dort bis 27. Nach den Schilderungen der anderen Gefangenen waren die Zustände hier wie in den anderen Lagern. Sie hatten im Frühjahr Typhusepidemie, woran viele starben, ganze Baracken gingen elendig zugrunde.

Wenn in einer Baracke einige Fälle vorkamen, wurden nicht die Kranken ins Spital gebracht, sondern die Baracke zugesperrt. Die Menage wurde zur Baracke zugestellt. Hinein oder heraus durfte niemand. Wer sich was holen konnte, hatte was und die anderen mussten elendig zugrundegehen.

Damals starb das Lager fast gänzlich aus. Viele sind vor Mattigkeit in den Abort gestürzt und es scherte sich niemand mehr drum.

Mussten elendig enden. Waren zu erbarmen die armen Menschen.

So verblieben wir auf weiteres im Lager. Das Essen war wie gewöhnlich wenig und schlecht. Das Teewasser musste man sich kaufen. Wer kein Geld hatte, musste es sich erbetteln. Dass man doch in der Früh einen warmen Magen bekam. Unser Dörtsen nützten die Leute aus, da wir umsonst arbeiten mussten. Da hieß es Holz verladen auf der Bahn, Mehlsäcke schleppen. Mussten schwer arbeiten, waren die Posten bei uns, die fleißig antrieben.

So gings bis 27. Dann marschierten wir weg vom Lager zur Bahn. Wohin es ging, wusste keiner.

Am Abend fuhren wir dann weg über die große Brücke Ob, wo alle Fenster und Türen geschlossen werden mussten. Wurde uns vorher schon gesagt. Warum wussten wir nicht, oder dass niemand die Brücke in die Luft sprengen kann? Hätte keiner etwas gehabt, dazu von wo? Sind weiter gefahren, und am 28. abends blieb der Zug stehen und es hieß aussteigen. Schauten wir groß. Glaubten uns ganz wo anders, entweder in Russland, oder gar der Heimat zu. Und derweil waren wir noch ein Stück weiter hineingefahren ins eisige Sibirien. Marschierten mit der Bewachung weg, gingen 8 Wärs, kam schon ein Bauerndorf. Dort wurden schon einige aufgenommen. Wir übernachteten und bevor wir wegmarschierten, mussten wir uns von den Dorfbewohnern das Essen bitteln, um unseren Hunger zu stillen. Wollten uns nicht gern was geben. Dann nahmen

wir Abschied von den zurückgebliebenen Kollegen. Marschirten weiter zum nächsten Dorf. Mussten Umwege machen wegen der Sümpfe die dort waren. Kamen am 29. dorthin, waren 45 Wärs von der Bahn. Das Dorf hieß Taskeia, wurden wieder 35 Mann verteilt, wobei ich auch war. Die anderen mussten wieder weiter. Wurden dem Bürgermeister übergeben, dann kamen schon die Bauern und suchten einen aus. Auf den er zeigte wurde gefragt, ob er mit ihm mitgehe. Wenn einer nein sagte, hatte man es haben können, dass er ihn gleich ansleckte, wie es halt dort der Brauch war. So verließ einer den anderen und gingen mit den Bauern. Zu mir kam eine Bäuerin und frug mich ob ich zu ihr will. Verstand sie nicht, da ich noch nicht russisch konnte. Nur was Feldarbeit hieß, hatte ich mich schon früher erkundigt. Das Wort sagte ich und ging mit ihr zum Haus. Es begegneten uns mehrere Dorfbewohner, die mich anschauten und verspotteten und sagten „Pfui Austrizi“. Das war ein schöner Empfang. Aber noch besser gefiel mir ihr Haus. Da strotzte alles vor Mist und Morast. Alles zerlumpt und erst als ich die Kinder sah und den alten kranken, sterbenden Vater. Der lag schon im Bett. Was sonst als das einzige Bett im Hause nur als Zierde aufgestellt ist. Die Leute lagen im Sommer neben dem Bett auf dem Fußboden, wo Felle und Filze ausgebreitet waren. Im Winter lagen sie auf dem Backofen.

Kühe und Pferde waren nicht zu sehen, nur ein Schwein mit ihren Jungen lief herum. Konnte mir gar nicht denken was ich hier werde arbeiten müssen. Die Frau verstand ich nicht. Kochte sie Tee, brachte sie mir einen und gab mir

Brot dazu. Wie ich so beim Essen war, kamen schon die Nachbarinnen um mich anzuschauen. Dürften noch keinen gesehen haben. Wollten mich um allerhand ausfragen, ich verstand nichts, konnte nicht reden, so lachten sie mich aus. Wusste nicht, was ich tun soll, kam mir der Zorn, lief aus dem Hause und setze mich im Hof auf das Holz, denn ich war ohnehin genug müde und matt. Blieb ruhig sitzen, denn durchgehen kann auch keiner da die Polizei gleich bei der Hand ist. So muss man sich halt fügen. Blieb auf meinem Platzerl sitzen, studierte über die vergangene Zeit und die Zukunft. Hie und da schaute jemand nach, ob ich noch da bin. Als die Nacht kam, suchte ich mir eine Liegestatt, fand eine, fand ein Bündlein Stroh in der Hütte, legte mich drauf. Ober mir saßen die Hühner, aber es war das schönste Platzerl in der Hütte. Denn solche schönen Schuppen wie bei uns gibt es dort nicht. Nun lag ich so mutterseelen allein, das war ich nicht mehr gewohnt, denn im Lager wirbelte alles vor Leuten. Vom Schlafen war keine Rede, ich war schon so zermürbt. War schon neugierig, was der nächste Tag für eine Abwechslung bringen wird und ob ich schon Arbeit habe.

Als es Tag wurde, stand ich auf. Ging zum Brunnen und wusch mich ab. Dann setzte ich mich wieder auf mein Platzerl und wartete, bis ich zum Teetrinken gerufen wurde.

Ging hinein, wo mich die Bäuerin auslachte wegen meines Dovonlaufens. Verdross mich aufs neue alles.

Trank den Tee und wartete wieder was mir geschafft würde. Wartete aber vergeblich. Mir wurde die Zeit schon zu lange. Hinaus traute ich mich nicht, um meine Kollegen aufzusuchen, wegen dem Spott der Leute. So wurde es Mittag, rief mir wieder zum Tee trinken, dachte mir schon, was die nur will mit mir, nichts arbeiten, nur Tee trinken. Denn das konnte sie mir nicht verständlich machen, dass der Bauer weit draußen am Feld arbeitet und ich warten muss, bis er nach Hause kommt. Trank meinen Mittagstee und noch immer keine Arbeit. Ging ich wieder, war mir schon so zeitlang. Da war im Hof ein umgefallener Holzstoß, den schlichtete ich wieder auf. Darüber belobte mich die Bäuerin. Dann putzte ich den Hof zusammen. Das mir Zerstreuung brachte, denn ich hatte alle Zustände. War alles zusammen auf einen Haufen. Dabei wurde es wieder Nacht, trank wieder Tee und suchte dann meine Liegestatt auf. Dachte mir, was wird morgen sein. Verging wieder die Nacht ohne zu schlafen. Als der Tag graute, kam ein Fuhrwerk herein in den Hof. Sah nach, wer das sein könnte. Es war der Bauer, der mit den Pferden vom Felde nach Hause kam. In dem die Dörfer bis an 100 Männern zählten, mussten sie weit fort aufs Feld. Oft 40 bis 50 Wärs. Er kam die Woche nur ein Mal nach Hause. Frug gleich seine Frau, ob sie einen Mann aufgenommen hat. Auf ihre Bejahung kam er auf mich zu um mich auszufragen. Verstand wieder nichts, sagte ihm wieder das Wort Feldarbeit. Da war er zufrieden. Das war mein erstes Russisch was ich konnte. Nun musste ich mit ihm hinein zum Teetrinken. Nach kurzer Zeit fuhren wir schon hinaus auf das Feld.

Wurden die Pferde in den Pflug gespannt, zeigte mir wie es dort gehört und es wurde geackert. Das musste aber schnell gehen. Die Pferde mussten fest laufen. So verging der erste Tag. Als es dunkel wurde, spannten wir aus. Die Pferde wurden an den Vorderfüßen gefesselt und ausgelassen. Mussten sich ihr Futter selbst suchen, wobei sie noch von den vielen Fliegen, die wie Bienenschwärme daherkamen, absekkiert wurden.

Wir machten uns Feuer, kochten uns Tee, und Brot dazu, was er von zu Hause mitgebracht hat. Unser Nachtlager war bald hergerichtet. Neben dem Feuer. Ein bisschen Stroh und Decken und Pelze, wo wir uns gleich mit der Kleidung niederlegten. Vom Schlafen war bei mir keine Rede. Ein Dorf sah man in der Nähe, ca. 3 Wärs entfernt. Es war ein großer Sumpf inzwischen. Hunde hörte man bellen und Wölfe heulen.

So verging die Nacht. Dann wurde Tee gekocht und getrunken. Die Pferde wurden eingefangen und zum Wasser getrieben. Dann wieder eingespannt. Es ging wieder so dahin wie am Vortage bis Mittag. Da kam ein Bauer aus unserem Dorfe nach und nahmen meinen Bauern mit, da der alte Bauer gestorben war. Durch Zeichen machte er mir verständlich, dass ich am Feld bleiben soll, bis er wieder kommt. Dann fuhr er mit dem Nachbar nach Hause. Ich ackerte alleine fort. Aber mir wurde die Zeit so lange. Obwohl ich nicht reden konnte mit ihm, aber zu Zweien waren wir doch. So arbeitete ich fort bis abends.

Dann machte ich wieder das Selbe wie am Vortag. Vom Schlafen wieder keine Rede. Eine Hacke hatte ich bei mir, wenn die Wölfe zu nahe gekommen wären, dass ich was zum Vertreiben gehabt hätte. Auch die Pferde laufen den Menschen zu, wenn sie Wölfe in der Nähe spüren.

Nach 3 Tagen kam der Bauer wieder. Die Beerdigung des Vaters war schon vorüber. Verblieben dann noch einen Tag, es war Samstag und wir fuhren nach Hause. Sonntags wurde nicht gearbeitet. Nur die Pferde wurden auf die Weide getrieben, die neben dem Dorfe war.

Dann trachteten wir Gefangenen zusammen. Um uns auszureden und zu beschweren. Half wohl alles nichts, man war gebunden, man musste sich wohl fügen. Wenn man von der Heimat doch öfter ein Schreiben bekommend hätte. Wäre man doch seelisch nicht so zugrunde gegangen. Die schlaflosen Nächte kamen am meisten davon her.

Montag früh fuhren wir wieder hinaus aufs Feld, wo wir wieder ackerten und Gerste und Weizen anbauten. Es war Anfang Juni. Wir verblieben wieder eine Woche. Einmal ging der Bauer nach Hause um Brot zu holen. Sonntag früh fuhren wir wieder nach Hause und hielten wieder den Sonntag auf gleiche Weise.

Die meisten Bauern arbeiteten. Die nächste Woche blieben wir zu Hause. Der Bauer baute sich ein neues Haus aus

Holz. Dasselbe musste schon vor dem Krieg ausgehackt worden sein. Da musste ich nun fleißig mithelfen.

Vom Dorfe kam ein Tischler, der es aufstellte. Ich musste die Grundfestung ausgraben und mit Lehm ausstopfen. Das Haus wurde auf Stockerl gesetzt.

Dann musste ich den Keller ausgraben, brauchte 14 Tage für diese Arbeit. Wurde mir schwer, da es an der nötigen Kraft fehlte, und nur Wasser und Brot, sonst hatte man nichts zu essen. Sonntags konnte ich nicht einmal die Finger ausstrecken. Die ganzen Knochen taten mir weh. Verdross mich schon alles und ich konnte mir nicht helfen. Weg durfte man nicht. Außer man war ernstlich krank, dann konnte man ins Spital. Wenn man leichter erkrankte, scherten sich die Bauern nicht um einen. Die mussten so lange liegen und wurde nichts gemacht, bis sie fast draufgingen. Die Leute waren in dem Dorfe ganz gefühllos, wie ein Tier.

Auch der Tischler, der da arbeitete und die Verhältnisse sah, schimpfte darüber. Denn er war vor dem Krieg in Österreich und in Deutschland herumgereist. Er hatte schon viel erlebt. Gutes und Schlechtes. Aber solche Zustände wie hier war er nicht gewohnt. Er war auch im Krieg und an der Front in Warschau, da fiel eine Granate ein, die ihm das Gehör verschlug. Er kam weg von der Front, es glaubte ihm aber niemand, wurde als Schwindler erklärt und auf 15 Jahre nach Sibirien verbannt. So war es bei der Zarenregierung.

So kam er in dieses Dorf. Er konnte ein bisschen Deutsch. Wenn wir alleine waren, redeten wir mitsammen, denn es war ihm strengstens verboten mit Gefangenen zu reden.

Er sagte, wenn er wieder einmal Gelegenheit hat, fährt er wieder nach Deutschland.

Zirka 3 Wochen arbeiteten wir zusammen, dann musste ich aus Mist Ziegel machen. Als Brennmaterial für den Winter. Zirka 1500 musste ich machen, war wieder eine schwere Arbeit. Da musste der Mist mit den Pferden fest abgetreten werden zu einem Quark. Dann musste ich damit Modelle anfüllen und in der Sonne wurden sie getrocknet. Zum Essen hatte man zu Hause mehr als bei der Feldarbeit. Bei dem großen Backofen den sie hatten, wurde ein Gestell angebracht und das Essen gekocht. Das Meiste waren gebackene Mehlfladen (bei uns hießen sie Taschkerl). Da war entweder Topfen oder Kartoffelbrei drauf. Einmal kochte die Bäuerin ein Spanferkel, dann kam ein Stück in die Suppe, das war ein schlitziges Mittagessen. Das Teewasser wurde im Samowar gekocht, das ist ein Teekessel, und der Tee war in einer Kanne, so wie bei uns der Kaffee gekocht wird. Auch Milch gab es öfter zum Tee.

Das Teezuckern war auch einfach. Man nahm ein Stück Zucker in den Mund, zwischen Zähne und Wange, und ließ dann den Tee, den man in einem Schalerl bekam und

nachnehmen konnte, vorbei rinnen.

Dachte immer schon daran, wie ich da loskommen werde. An einem Freitagabend musste ich die Pferde einspannen, jeden einzeln an einen Wagen, und fuhren in einen Wald. 20 Wärs weg vom Dorfe. Der Bauer brauchte noch Holz zum Hausbauen. Selbst hatte er keinen Wald. Er musste sich deshalb das Holz stehlen. Als wir ankamen, konnte wir uns kaum vor den lästigen Fliegen wehren. Sie stachen fürchterlich, auch die Pferde, ich konnte mir gar nicht mehr helfen.

Ein Wagen war vollgeladen und es ging zum zweiten. Da blieb das eine Pferd nicht mehr stehen und rannte mit dem geladenen Wagen zwischen die Bäume, da die Fliegen so lästig waren. Brauchten lange Zeit, den Wagen wieder herauszubringen. Mit lauter Herumschieben. Der Bauer nahm das Pferd und ich half beim Rad nach. Als wir dann alles in Ordnung hatten, zeigte ich dem Bauern, dass ich mir auf der Hand wehgetan habe. Er wusste, dass ich verwundet war und schüttelte den Kopf. War ihm wohl zu dumm, dass mir das beim Holzstehlen passieren musste. Wenn sie ihm draufkommen, wird er streng bestraft. Als es grau wurde, kamen wir mit unseren Wagen nach Hause. Überließ alles andere dem Bauern und legte mich auf ein Bündel Stroh. Als er fertig war, kam er zu mir, ich soll Tee trinken kommen. Sagte ihm, dass ich krank bin. Ließ er mich in Ruhe. Vom Schlafen war keine Rede, vor lauter Mattigkeit. Es wurde 10 Uhr Vormittag. Da stand ich auf. Als sie mich sahen, musste ich zum Teetrinken

hineinkommen.

Dann musste ich mit den Pferden um Futter fahren. Er gab mir eine Sense und deutete, ich solle vorm Dorf Futter mähen, es hat nichts zu sagen, wo ich es nimm.

Es war um die Mittagszeit. Eine Hitze und Fliegen wie Bienenschwärme. Da verdross mich bald das Mähen, da auch wenig Gras stand.

Warf die Sense auf den Wagen und fuhr nach Hause. Sagte dem Bauern als er nach dem Futter fragte, ich kann nicht arbeiten mit meiner Hand, will ins Spital. Er schüttelte nur den Kopf und fuhr selbst um Futter. Ich aber legte mich wieder auf mein Bündel Stroh. Abends erkundigte ich mich beim Bürgermeister, ob keinen Gefangenen ins Lager gehen. Richtig kamen von den vorherigen Dörfern 10 Gefangene an. Ging nach Hause und deutete dem Bauern, dass ich morgen mit den anderen ins Lager gehe. Er sagte ja, war ihm aber nicht recht. Bekam wieder Tee und legte mich schlafen. Am nächsten Tag bekam ich wieder meinen Tee und Brot und ein Ei zum Mitnehmen. Und 6 Rubel, das war der Lohn für die 6 Wochen, die ich arbeitete.

Dann ging ich zum Bürgermeister um mich abzumelden. Den Bauern war leid um mich, ließ einen Dolmetsch kommen, um mich zu bereden. Er sagte, ich brauche 8 Tage nicht mehr zu arbeiten, bekomme das Essen, wenn ich nur bei ihm bleibe.

Ich sagte nein, ich will ins Spital um mich zu kurieren, will hier nicht sterben. Will wieder zu meinen Angehörigen nach Hause. Da schüttelte er wieder den Kopf und ließ mich fragen, ob ich wieder zurückkomme zu ihm, wenn ich wieder gesund bin. Sagte ich ja, dass ich Ruhe hatte.

Bekam meine Entlassung und ging nach kurzer Zeit weg. Dachte mir, wenn ich nur wegkomme, zu sehen bekommt ihr mich nicht mehr, denn von solch rohen Leuten bekommt man ganz genug. Die waren im Stande, sperren einem ein und ließen einem verhungern. Ein Jude war im Dorfe, der unterstützte die eingespererten Gefangenen. Als man es bemerkte, wurde es ihm verboten und wenn es nochmals wer sieht, zündet man im das Haus an über dem Kopf. So war ich froh, dass ich wegkonnte.

Am 10. Juli marschierten wir weg ins Lager nach Kansk. Es waren 40 Wärs zu gehen.

Dort wurden wir von den Tschechen aufgenommen. Da wusste ich schon, wie es dort sein wird mit der Behandlung.

Denn wer an der Front war, wusste es auch, wie es die Tschechen getrieben haben mit den Deutschen. Ich will es weiter nicht schildern, denn wer das Buch zu Ende liest, kommt schon noch auf die ganzen Verhältnisse.

War bis 18. im Lager. Unterdessen kamen schon wieder Gefangene nach von meinem Dorfe. Denen schickte mein

Bauer einen Gruß mit und ob ich wohl schon gesund sei?

Dachte mir, das hält sich nicht, muss wieder schauen dass ich fortkommen vom Lager, sonst holt er mich wieder. Und von Erholung war ohnehin keine Rede. Musste jeder arbeiten, was er konnte, bei der schlechten Menage. Und das viele Ungeziefer, Läuse und Wanzen, konnte man sich nicht retten.

Da kam ein Bauer um 5 Mann zum Heu mähen, meldete mich auch, bekamen genug zu essen. Er brachte uns am Abend ins Lager zurück, es war schlechtes Heuwetter, sonst hätte er uns länger behalten. Den 20. Juli kam wieder ein Bauer um 3 Mann. Ging auch wieder mit, mussten wieder mähen, ging uns ganz gut. Bekamen 2 Mal des Tages Fleisch (Schaffleisch) und Brot. In der Suppe Kartoffel und Tee mit Zucker. Zum Trinken saure Milch, denn es war sehr heiß.

Wasser konnte man auch nicht trinken, da es nur Sumpfwasser gab. Verblieben die ganze Woche im Freien, wo wir mit Stangen, die wir uns zusammenlegten und mit Reisig bedeckten, eine Hütte machten zum Nachtlager. Wir mähten von früh bis abends, hatten nur soviel freie Zeit, dass wir die Sensen herrichten konnten und kochen. Dort verblieben wir bis zum 23. August. Mähten über 900 Heuschöber. Manchmal halfen wir auch beim Zusammenrechen.

Der Bauer war recht zufrieden mit uns, da wir so fleißig waren. Taten uns aber leicht dabei, da jeder tüchtig mähen konnte. Wir mähten auf 3 Seiten. 14 Tage auf einem Sumpf, wo meist Rohr stand, was auch im Winter gefüttert wurde. Was die Tiere nicht fressen konnten, war Streu. Und 14 Tage auf einer trockenen Wiese, wo es viele Ameishügel gab. Und eine Woche in einem Birkenwalde. Da war das schönste Futter. Schlecht mähen war es, lauter Äste und Bäume. Dann war die Witterung nicht mehr günstig und wir mussten aufhören. Wir fuhren nach Hause, wo uns der Bauer wieder belobte. Er zahlte uns am Tag 80 Kopeken. Dann sagte er, einer kann über dem Winter bei ihm bleiben. Für alle hätte er keine Arbeit. Einer könne zu seinem Sohn kommen. So verblieben die zwei, weil sie schon ziemlich gut russisch konnten und ich mit meiner Hand nicht sicher war für jede Arbeit. Er beurlaubte mich und ich ging zurück zum Lager.

Vergaß aber ganz, mir vom Bauer eine Bestätigung geben zu lassen, dass er mich entlassen hatte.

Als ich in das Lager kam, wollten mich die Herrn Tschechen nicht aufnehmen, da sie meinten ich sei entlaufen. Sie mussten mich aufnehmen, aber Strafe war mir sicher. Nun genoss ich wieder das Lagerleben. Jeden Tag, früh und abends Zählung und Befehl wegen Arbeit und Strafen.

Am 3. Tag wurde ich bestraft wegen Davonlaufen vom Bauern. Ich bekams unschuldig. Konnte mir nicht helfen,

hätte ich widerredet, wäre die Strafe nur mehr geworden. Denn es war 2 Stunden und aufwärts mit Sandsäcken stehen. Oder mit Gewehr „habt acht“ stehen, wo die Wache dabei war und halbe Menage dazu.

Das Essen wurde immer zu wenig, da die Tschechen in der Nacht ein Zivilhaus hatte, wo sie in Saus und Braus lebten und vom Lager wurde es abgestohlen. Die Strafarbeit, die wir machen mussten, wurde sicher auch bezahlt, wovon wir auch nichts bekamen.

Nächsten Tag musste ich die Strafarbeit angehen, bekam eine Schaufel und musste mit den anderen mit. Mussten in der Stadt Kansk eine Straße abgraben, wo die Wache dabei war und fest antrieb. Dann mussten wir Ziegel machen zum Häuser bauen. So mussten wir arbeiten bei halber Menage. Das Wasser, das man zum Ziegel machen und zum Kochen fürs Lager brauchte, musste man weit herführen. Wurden auch wir dazu verwendet. Mussten unsere 8 Mann den Wagen ziehen. Das war eine Plage.

Wenn das lang gedauert hätte, wären wir draufgegangen. Schwer arbeiten, wenig essen und nachts hatte man auch keine Ruhe in den Baracken vor lauter Ungeziefer. Lagen die meisten im Hof am kalten Boden, um sich auszurasten.

Brauchte meine 20 Tage Strafarbeit nicht durchmachen, indem ein Transport zusammengestellt wurde und ich dazukam. Es hieß auf Eisenbahnbau. Marschierten abends

um 9 Uhr vom Kansk Lager weg, zum 10 Wärs entfernten Bahnhof. Morast war, da es immer regnete. War man ganz nass und kugelte so im Warteraum herum, bis um 3 Uhr früh.

Dann wurden wir einwaggoniert. Unterdessen erkrankte ich an der Ruhr. Nachmittag kamen wir in Omsk an.

Es war am 1. September. Wurden auswaggoniert und verblieben auf der Station. Dann hieß es, dass alle untersucht werden müssen vom Arzt, da wir aufs Schiff kommen und da dürfen nur gesunde mit, andere haltens nicht aus.

Von den 150 Mann war nur ich der hohes Fieber hatte und ruhrverdächtig war. Musste ich ganz allein weg ins Spital, wo ich doch schon gute Freunde dabei hatte. War mir so leid und ich wusste nicht, was mit mir noch sein wird. Litt schon längere Zeit an der Ruhr und konnte nicht los werden davon. Es ging immer das Blut weg.

Hatte bei allem Unglück wieder Glück, dass ich das Spital nach 14 Tage noch lebend verlassen konnte. Ich kam nämlich in ein Choleraspital. Waren unser 20 Mann im Zimmer. Meist Russen und Chinesen, auch einige Gefangenen waren dabei, mit denen ich auch nicht reden konnte. Etliche von ihnen nahmen während ich im Zimmer lag einen Schauertod. Warf sie im Fieber solange, bis sie tot waren und ihnen der Brand vom Mund und von der

Nase kam. Das war traurig anzusehen und man glaubte sich auch schon bald erledigt.

Aber brachten mich doch mit Medizin und wenig Kost soweit, dass sich mein Zustand besserte und am 15. September das Spital verlassen konnte. So froh war ich von diesem Gedanken, befreit zu sein. Und wurde mit einem russischen Bauernwagen

ins Lager von Omsk geführt.

Kam in eine Baracke, wurde eingeteilt. War auch nicht anders als in allen anderen Lagern. Hatte auch Tausenden von Kameraden das Leben gekostet. Da hier der Typhus durch 2 Jahre seine Opfer forderte. Es war traurig, aber ich musste mich fügen. Musste das Leben mitmachen mit den anderen. Gewöhnte mich wieder daran.

Einige Tage ließ man mich in Ruhe, was mir nach dem ausgestandenen Schrecken und meiner Krankheit mehrere Wochen gut getan hätte. Musste ich wieder arbeiten ohne Zahlung. Waren in der Stadt Omsk die Straßen zu reinigen, beim Kommando Holz machen, in den Gärtnereien arbeiten und so verschieden anderes, aber alles unter Aufsicht. Es verdross einem alles, vom Zuhausefahren keine Rede. Wenn doch Postverkehr gewesen wäre, aber so wusste man gar nichts von den Angehörigen.

Endlos schlich die Zeit dahin. Da kam der Befehl, wer

Zimmermann war, soll sich melden. Es werden 10 Mann gebraucht, da in der Nacht ein Haus abgebrannt ist. Meldete mich auch und gingen jeden Morgen mit dem Posten hinaus und am Abend wieder zurück.

Unter den 10 war nur einer, der Tischler war. Die anderen mussten sich selbst dreinfinden. Hatten den Pferdestall zu bauen und da in der russischen Zimmermannsarbeit nicht viel verlangt wird, fanden wir uns leicht drein. Der Herr wurde bald ganz zufrieden mit uns. Die Verpflegung war auch gut, da unsrige Köche dort kochten. Da der Besitzer die Kolume der Stadt über hatte, musste er die ganzen Aborte der Stadt reinigen. Auch das große Gefangenengelager war dabei. Da mussten die Beschäftigten von dieser Arbeit, was auch lauter Gefangene waren, gute Verpflegung haben, sonst hielten sie es nicht aus bei diesem Gestank. Trotzdem erkrankten oft einige.

Es war ein großer Arbeitskreis.

Es waren 80 Pferde, ein Mann hatte 3 Pferde über und war auch eine Wagnerwerkstätte und Schmiedewerkstätte mit genügend Personal. Im ganzen waren 80 Gefangene beschäftigt.

So gingen wir eine Zeitlang hinaus. Der Herr wurde immer zufriedener mit uns, besorgte uns dann eine Wohnung, wo wir gerne blieben.

So kam der 15. November, und die Kälte nahm wieder rapide zu. Und die Arbeit musste in diesem Jahr beendet werden. Und mit der Kleidung schaute es schlecht aus bei uns. Mussten den ganzen Tag arbeiten um nicht zu erfrieren. Die Russen hatten gute Pelze und Filzstiefel an, die hatten es leicht ausgehalten. Die schimpften immer mit uns, wir wollen nicht soviel arbeiten, denn die sind viel Arbeit nicht gewöhnt. Aber wir mussten wegen dem Erfrieren.

Ende November hatte es schon 35 Grad Kälte, es ging fast nicht mehr. Nur mit dem Erwärmen gehen, was wir von den russischen Zimmerleuten lernten, erhielten wir uns noch.

Da wurde uns bekannt, dass Mitte Dezember in unserem Lager Liebesgaben verteilt werden. Aber die auf Arbeit sind, bekommen keine. Und ich hatte auf meiner Montur einen Fleck auf dem anderen. Und so gut wurde unsere Arbeit auch nicht bezahlt, dass man sich eine neue hätte kaufen können. Musste immer bei Nacht flicken. Hatte in 3 Wochen 2 Spulen Zwirn verflickt.

Nun wurde es mir schon zu dumm. Ich ging zum Kommandanten und redete mit ihm wegen dem Lager gehen, damit ich Kleidung bekomme und wenn die Liebesgaben verteilt sind, werde ich wieder zur Arbeit kommen. Es war so das Beste und er redete mit dem Herrn, der auch nichts dagegen hatte. Bekam einen Zettel und gingen dann zu 18 Wärs ins Lager.

War aber schon zu spät. Die Liebesgaben waren schon ausgeteilt. Man vertröstete mich, dass ich in drei Wochen welche bekomme. Bis dahin soll ich warten. So wurde ich abgefertigt und musste mich wieder fügen ins Lagerleben.

So schlichen wieder die Tage dahin und es kam das Weihnachtsfest 1916!

So ganz anders waren unsere ersten Weihnachten. Man dachte und studierte nur für sich allein, was uns dieses Fest sein könnte und wie es in Wirklichkeit war. Da gab es keine Menageverbesserung. Dafür hatte man unter der Kälte zu leiden. Es war eine große Baracke, die zehntausend Menschen fasste. Es war in Friedenszeiten eine Ausstellungshalle für Maschinen.

Jetzt waren unser 4000 Mann drinnen. Daher eine Kälte zum Erfrieren. Öfen waren da, aber zum Heizen kein Holz.

Waren nur 4 geheizt. Und für einen bekam man 4 Scheitel Holz. Ließen beim Heizen das Ofentürl offen, dass man die Wärme besser spürte. Wer bei den Öfen Platz hatte, konnte sich wärmen. Die anderen mussten auf den Gängen spazieren gehen, dass man nicht erfroß. Vom Schlafen konnte ohnehin keine Rede sein, bei 5 Grad Kälte in der Baracke. Wenn man was zum Zudecken gehabt hätte, oder ordentliche Kleidung. Nun habe ich genug geschildert vom 2. Weihnachtsfest.

Die eintönige Zeit des Lagerlebens verkürzte man sich durch verschiedene Arbeiten. Holz machen beim Russenkommando, oder Schnee schaufeln. Da konnte man sich wieder erwärmen und Zerstreuung hatte man auch.

Die Kost war wie überall in den Lagern. Wie ich so arbeiten ging zu den Russen, bekam ich eine Hose zu kaufen, die ihr Geld wert war. Und einen älteren Waffenrock kaufte ich mir auch, da keine Liebesgaben kamen. Dann wurde wieder geredet, dass ein Transport zusammengestellt wird. Dachte mir, vielleicht komme ich dazu. Suchte ich um einen Waffenrock und um Wäsche an. In kurzer Zeit bekam ich alles.

1917

Nun kam der 13. Jänner 1917!

Wurde der Transport zusammengestellt und gingen unser 250 Mann zur Bahn. Wurden einwaggoniert, und fuhren weg. Kamen am 15. Jänner in der Stadt Tjumen an. Wurden auswaggoniert und kamen ins Lager. War keiner erfreut, denn von diesem bekamen wir auch nichts Gutes zu hören. Denn es war das Sammellager der Tschechen, die von da aus an die russische Front kamen. In den Jahren 1914, 1915 und 1916 musste es dort scheußlich gewesen

sein. Jetzt als wir hinkamen, war es schon besser, da doch der Krieg seinem Ende zuging.

Waren nur mehr 2 Baracken dort mit Tschechen, die noch an die Front mussten und gegen die unsrigen kämpften. War wohl schon ganz zwecklos die Kämpferei.

Und wie die Tschechen gegen uns Gefangenen gestimmt waren, kann man sich denken. Sie waren wohl separat eingeteilt, aber es kam doch immer zu Schlägereien und Raufereien, dass so mancher dort sein Leben lassen musste im Lager.

Wenn zum Beispiel ein unsriger auf den Abort ging und kam ein Tscheche, der auch seine Notdurft verrichten musste, der riss einfach den Gefangenen vom Abort herunter, gab ihm eine Ohrfeige und warf ihn hinaus. Manch unsriger ließ sich das nicht gefallen und es kam zu einer Schlägerei.

Das Lager war verrufen in ganz Sibirien.

Der Lagerkommandant, der uns überhatte, war ein russischer Feldwebel, der in Pschemysl gefangen war und bei der russischen Eroberung wieder in seine Heimat zurückkam. Der hatte auch nichts Gutes erlebt uns unsriger Gefangenschaft und war uns daher feindlich gestimmt.

Er kam dann nach Tjumen als Kommandant zu den

Gefangenen, und die Tschechen dazu, die erlebten schlechte Zeiten. Da wurde immer um schwere Arbeit gefragt für die Gefangenen. Es war nicht weit weg eine Schiffsstation. Dort mussten sie Schiffe ausladen, Holzscheiter tragen. Mussten schwere Holzstämme zirka eine halbe Stunde in die Stadt tragen. 8 bis 10 Mann bei einem Stamm. So wurde mit diesen armen Menschen verfahren, man kann nicht alles schildern.

Bei unserem Ankommen wurde uns gesagt, dass ein Transport zusammengestellt sei, aber die Leute sind noch zu wenig. Hatten aber nicht viel Lust dazu. Sagten, wir halten das nicht aus, sind alle krank und invalide.

So wurde uns gesagt, dass wir untersucht würden, denn die Waldarbeit ist sehr beschwerlich, was uns ohnehin schon gesagt wurde. Denn der Wald war 100 Wärs weg von der Stadt. Dort kümmerte sich niemand um die Leute, auch wenn sie halb erfroren. Die dieses Schicksal traf, mussten im Wald warten, bis der Wagen mit den Lebensmitteln kam und das war nur einmal in der Woche. Mussten liegen bleiben und wurden dann oft halb verfault in das Lagerspital gebracht. Denn im Wald gab es keine Hilfe. Das war eine große Abschreckung für uns. Tat jeder was er konnte, um dies loszuwerden. Kam eine Kommission mit 3 Ärzten. Wurden alle untersucht. Wurden in 3 Gruppen eingeteilt. Gesunde, Leichtinvaliden, und schwere.

Die etlichen Gesunden kamen gleich zum Transport. Wir mussten die Lagerarbeit verrichten, und die schweren

brauchten nicht zu arbeiten.

So kam der 25. Jänner, es kam der Befehl, die 30 leichtverwundeten sollen morgen marschbereit sein. Wussten nicht wohin. Die Zurückbleibenden glaubten, vielleicht nach Schweden, um uns auszuheilen. Die waren uns neidig drum. Gaben uns Adressen mit, dass wir ihnen schreiben könnten, wie es uns ergeht. So machten wir uns das ganz leicht.

Aber nicht zu lange freuten wir uns.

Den 26. Jänner kamen 2 Schlitten zum Lager, gaben unsre Sachen drauf und fuhren mit Freuden mit zur Stadt, die nicht weit weg war. Dort nahmen uns die Russen in Empfang, die uns in das Quartier brachten, wo wir große Augen machten, über unsre neuerliche Enttäuschung.

Der Kommandant ging mit uns in den Wald, zeigte uns die Pferde, denn es war ein russisches Trainkommando.

Kamen 10 Mann zu 30 Pferden und die nötigen Schlitten dazu. Da schauten wir groß.

Fuhren am nächsten Abend schon in den Wald zum Holz führen. Wir dreißig Mann waren in 3 Partien eingeteilt.

10 Mann - 30 Pferde und ein Kommandant. Eine Partie war im Wald aufladen, die zweite Partie war schon am

Heimweg und die 3. Partie fuhr von zu Hause schon wieder weg. Denn das Fuhrwerk ging Tag und Nacht. Waren hin und retour 90 Wärs zum Fahren. War nur ein Bauerndorf dazwischen. Der Weg führte über Ebenen und durch den Wald und über Seen, wo man nur im Winter fahren konnte. Es hatte 40 Grad Kälte und wir waren 18 Stunden ununterbrochen draußen. Da kann man was mitmachen. Und nur soviel Essen wie im Lager und das nannten die Russen leichte Arbeit. Es war ja keine Plage, aber die Strapazen und ich mit meinem Leiden. Litt auch an den Hämorrhoiden, wo ich viel Blutverlust hatte beim Stuhlgang. Und die große Kälte dazu, wusste nicht, wie ich da wieder loskommen soll. Denn der Arzt, der beim Kommando war, hatte immer Zorn auf die Gefangenen, schaute keinen Kranken an. Wenn einer zu Hause liegen blieb, bekam er soviel Schläge, dass er gerne wieder mitfuhr. Kam keiner weg, außer es waren ihm Hände und Füße gefroren.

Wie wir einmal nach Hause fuhren, hatte sich einer den Fuß so gefroren, dass er weder gehen noch sitzen konnte. Er jammerte soviel, dass wir stehen blieben und ein Feuer machten. Er hatte ein Loch im Stiefel, da kam ihm der Schnee hinein und der Fuß war angefroren. Wir hielten den Fuß übers Feuer, dann brachten wir den Stiefel herunter. Der Fuß war schon ganz schwarz. Warfen von einem Schlitten das Holz herunter, setzten ihn drauf. Und der Russe, der Kommandant war bei dem Fuhrwerk, fuhr mit ihm im Galopp in das Spital, dass er doch nicht ganz erfror. Denn es war noch der halbe Weg. Und wir fuhren

auch wieder weiter. Es kam bei uns auch oft vor, dass wir uns Ohren, Nase und Finger erfroren. Rieben gleich fleißig mit Schnee und war wieder gut.

Niemand kann sich einen Begriff machen, wenn man über einen zugefrorenen See fährt, was da für eine Kälte ist. Und der Wind zog fürchterlich. Die Wölfe hörte man heulen, wenn man durch die Wälder fuhr. Mir wurde diese Arbeit immer unheimlicher und ich wusste nicht, wie davon loskommen.

Ging ich zur Visite, wurde immer abgewiesen vom Doktor. Ging ein zweites Mal und klagte über Schmerzen im Bauch. Er aber stieß mich hinaus bei der Tür.

Unter fortwährenden Grübeln und Nachdenken kam mir ein guter Gedanke, da ich doch immer Blut verlor durch die Hämorrhoiden, machte mir die Unterhose voll Blut, ging am nächsten Tag mit der Hose, die ich ausgezogen hatte, zur Visite und zeigte ihm die blutige Hose.

Glaubte er richtig, ich hatte die Ruhr und schüttelte den Kopf. Frug um meinen Namen und konnte wieder gehen. Mittags kam schon ein Zettel, dass ich ins Lager gehen soll und ins Spital. War sehr froh darüber.

Am 26. Februar kam ich ins Lager, musste jeden Tag zur Marodenvisite gehen, wo ich Pulver bekam.

Aber ins Spital kam ich wieder nicht.

Das dauerte bis 30. März. Unterdessen war schon wieder die Rede, dass einige zurück müssen in das Lager Tomsk. Davor graute mir schon, war ich doch froh, einmal soweit draußen zu sein, aus dem Inneren Sibiriens, wo man doch früher an eine Erlösung denken kann. Jetzt sollte ich doch nicht wieder zurück müssen? Da wäre wohl mein ganzes Hoffen umsonst. Und richtig trat ein General auf, der das Militärkommando führte. Wurden 34 Mann, nur Chargen, zusammengestellt, da es hieß, dass in Tomsk keine sind und im Lager notwendig gebraucht werden.

Erster Umsturz 1917!

Am 30. März war der Zarenumsturz, wo alles drunter und drüber ging. Alles wirbelte von Militär. Kamen auch Schießereien vor. Wir hatten auch unsere Fahrt vom Lager weg nach Tomsk. Wurden wieder in einem Viehwagen untergebracht. Auf dem Bahnhof war alles voll mit Soldaten, mit Bajonett auf, die auf Ordnung schauen mussten, und dass keine Zusammenstöße waren. Wir fuhren 2 Tage und 3 Nächte.

Sahen die ganze Fahrt keine Schießerei, bis nach Tomsk. Berührten die Stationen Nover Nikolajevka, von da an der Seitenstrecke nach Tedike, dann gings nach Tomsk.

Das Essen war wenig auf der Fahrt, was leicht denkbar ist

bei solchen Wirbeln. In Tomsk wurden wir auswaggoniert und kamen ins Lager. Dort war es sehr schlecht. Waren Erdbaracken, die voll Wasser waren. Denn Tomsk ist das große Schneeloch von Sibirien.

Auch der Typhus herrschte dort, starben viele, eine Baracke starb ganz aus dadurch. Die traurige Zeit ging wieder fort bis zum 10. April. Kamen immer mehr Gefangene dazu, von anderen Lagern. Auch die Offiziersburschen wurden weniger gemacht. Früher hatte jeder Offizier seinen Burschen. Jetzt mussten sich 3 Offiziere mit einem begnügen. Kamen alle nach Tomsk und wurden gesammelt. Um wieder Leute zu haben, dass die Transporte wieder zusammengestellt werden konnten.

Richtig kam wieder der Befehl, dass ein Transport auf Arbeit abgehen wird. War auch ich dabei. Waren unser 115 Mann. Niemand wusste wohin es geht.

Kamen den 10. April zum Bahnhof. Wurden in 4 Viehwaggons untergebracht. War jeder in Erwartung, wo es hingehen wird. Manche glaubten, wir werden ausgetauscht. War schon jeder neugierig auf die Hauptstrecke.

In Trika kamen wir auf die Hauptstrecke, dann ging es wieder auf eine Seitenstrecke, war schon jeder im Zweifel, meinten sie führen uns wieder auf die Hauptstrecke. Und über Wladiwostok, dass wir über Japan nach Hause fahren.

Aber unsere Hoffnung war umsonst. Es ging, wie es uns schon oft passierte, wieder in eine andere Richtung. Fuhren immer weiter und kamen zu einer Haltestelle. Hieß Anschenka. Nicht weit weg davon sah man Schächte und wir kamen langsam drauf, wo wir hingesteckt werden. Und jedem graute vor dieser Arbeit, weil sie doch mit fortwährender Gefahr verbunden ist.

Wir besprachen uns, dass wir da nicht anfangen, weil uns bekannt war, dass uns zu dieser Arbeit niemand zwingen kann. Da aber so viele Nationen bei diesem Transport beisammen waren, wurde ein Dolmetsch gesucht, der sich mit allen verständigen konnte.

Brachten alle dazu, hier nicht zu arbeiten.

Nun hielt der Zug bei der Station, welche Sudschenka hieß. Und der Schacht hieß „Michel Sohn“.

Der Besitzer selbst war ein Franzose und hielt sich in Moskau auf. Er hatte 40 Schächte in Sibirien. Kohle, Eisen, Blei und verschiedene andere. Dieser war ein Kohleschacht. Es waren über 1000 Leute beschäftigt.

Der Leiter vom Schacht kam und sagte, wir sollen aussteigen und mit ihm gehen. Wir sagten einstimmig, wir würden nicht aussteigen. Sollen uns hinführen, wo sie uns hergebracht haben, aber im Schacht arbeiten wir nicht, eher lassen wir so unser Leben. Er sagte, ihr werdet schon

aussteigen und ging fort. So verging der erste Tag und die Nacht. Durchgehen konnte keiner, da alles um den Schacht bewacht war.

Am Tag kam er wieder und fragte uns, ob wir aussteigen wollen. Wir sagten ihm, dass wir jede Arbeit machen würden, aber im Schacht arbeiten wir nicht. Denn wir wollen noch einmal unsere Heimat sehen und nicht hier im Schacht verunglücken.

Sie gingen wieder, aber zu essen bekamen wir auch nichts. Zum Glück war Sudschenka ziemlich groß, hatte über 200 Häuser, die Männer arbeiteten im Schacht.

Man bekam dort Lebensmittel zu kaufen. Geld hatten wir keines. So verkaufte wir was wir entbehren konnten und kauften uns die nötigsten Lebensmittel.

So verging der zweite Tag. Am Abend kam eine Maschine, kuppelte uns an und stellte uns auf ein Nebengeleise und ließ uns stehen. Die Maschine fuhr weg und wir glaubten, sie hole andere Waggons dazu. Aber sie kam nicht mehr zum Vorschein. War unsere Freude vom Schacht wegzukommen wieder umsonst.

Wir legten uns nieder und jeder studierte nach, was das mit uns noch werden soll.

In der Früh, so ums Grauwerden, hörten wir ein seltsames

Geräusch um die Waggons. Sahen bei den kleinen Fensterln hinaus, und waren jeder erschüttert von dem Leid, das man draußen sehen konnte. Die ganzen Waggons waren umzingelt von russischen Soldaten mit Bajonett auf. Glaubten, sie schießen uns gleich zusammen, sagten unter uns, wenn es schon sein muss, dass sie so mit uns verfahren, kann man sich nicht helfen. Ein Offizier und 2 Mann traten an die Tür und stießen mit den Gewehrkolben an dieselben und forderten Einlass. Wir machten auf und der Offizier rief „schnell hinaus aus den Waggons“. Es widersetzte sich keiner mehr.

Nahm man schnell seine paar Sachen zusammen und waren schon heraußen. Denn was sollten wir 115 Mann gegen 125 Mann. Traten 4 und 4 zusammen, und marschierten ab, ganz umschlossen von den Soldaten.

Kamen zu einer Baracke, wo sie uns hineinsteckten. Vor der Tür standen 2 Posten, die keinen hinauslassen durften. Der Offizier und die 2 Mann gingen mit uns hinein und gaben uns eine Belehrung und wir sollen uns ruhig verhalten, bis er vom Kriegsgericht Bescheid kriegt, was mit uns passiert, weil wir nicht arbeiten wollen. Wir sagten, wir arbeiten schon, aber nicht im Schacht. Nach der Belehrung ließ der Offizier die 2 Mann zurück und ging mit seinen Leuten wieder zurück nach Tomsk, von wo er hergekommen war um uns auszuwaggonieren.

Im Schacht waren nur 8 Mann Polizei. Und der Herr musste für unsere Waggonbenützung bezahlen. Dafür

mussten wir heraus. Auch den Ortsbewohnern wurde nach unserem Lebensmitteleinkauf gleich verboten, uns weiterzuhelfen. Dachten sich wohl, mit Hunger werden sie uns schon kurieren, dass wir wieder arbeiten wollen.

Nun da wir in der Baracke waren, bekamen wir vom Schacht Kostgeld. Konnten uns was kaufen und in der Baracke kochen. Aber zum Hungerstillen viel zu wenig. So verbrachten wir den 1. Tag in der Baracke, saßen auf den Pritschen und konnten Trübsal blasen und über unser Schicksal nachdenken. Kamen wieder Leute vom Schacht fragen, wir sagten immer das gleiche.

Eines Tages kam von Omsk ein unsriger gefangener Offizier mit einem Delegierten vom Roten Kreuz. Er munterte uns auf, sagte wir sollen aushalten, denn es kann uns keiner zwingen zu dieser Arbeit. Nur wenn wir freiwillig wollen. Zum Abschied gab er jeden Mann einen halben Rubel. Freuten uns über seinen Besuch und dankten ihm herzlich für das Geld.

So verging der 5. und der 6. Tag, wo sie dann schon Bescheid wussten vom Kriegsgericht.

Kam der Leiter vom Schacht und einige Leute mit ihm, und er fragte uns wieder, ob wir schon bereit sind zum Arbeiten.

Sagten immer nein. So machte der Leiter einen Scherz um

uns zu fangen, und sagte, dass vom Kriegsgericht schon der Befehl gekommen sei, wenn wir nicht arbeiten, werden wir alle erschossen. Wir sagten ihm gleich, wir haben keine Angst, wir haben das Pulver schon an der Front gerochen. Konnte sich seinen Teil denken, denn er wird sicher noch keine Front gesehen haben.

Er musste darüber schmunzeln und ging wieder mit seinen Leuten. Nächsten Tag kam ein Offizier von Tomsk, mit dem Befehl, es kann kein Gefangener gezwungen werden, im Schacht zu arbeiten. Nur freiwillig.

Nun wussten wir schon, was geschieht. Es wurde wieder gefragt, aber es wollte keiner. Die meisten waren nur für die Bauernarbeit. Es waren meist solche, die noch nichts probiert hatten, meist Offiziersdiener.

Einige waren wir, die schon wussten, wie es bei den sibirischen Bauern zugeht. Hatten keine Lust mehr dazu und sagten, wenn sie uns eine andere Arbeit geben, bleiben wir hier. Wir schlossen uns 5 Mann zusammen. Will sie, da wir sehr gute Freunde waren und verblieben, mit dem Namen nennen:

Isidor
Stakinger
aus
Seitenstetten,
Sicherheitswachmann

in
Wien,

Franz
Wallner,
Straßenbahner
Wien,

Ludwig
Pfogner,
Deutschböhmk,
Beruf
Schuster,

Johann
Riegler
aus
Galizien,
Beruf
Schneider
und
meine
Wenigkeit.

Wir beschlossen zu bleiben. Nach und nach kamen noch mehrere dazu, waren uns schon 23, die wussten es schon wie es bei den Bauern ist.

Am 8 Tag war der Entschluss, entweder, oder. Wir 23

sagten, wir wollen schon hier arbeiten, aber nicht im Schacht. Wirklich gaben sie uns eine andere Arbeit. Er sagte ja, am Holzplatz Holz schälen. Oder bei der Kohlenbeförderung. So blieben wir. Die Anderen hieß es, kommen wieder ins Lager zurück und bekommen andere Arbeiten.

Nahmen Abschied von ihnen und gingen mit dem Quartiermeister, der uns unterbrachte. Die Anderen blieben noch ein paar Tage stehen, dann wurden sie retour geführt. Wir fingen zu arbeiten an. Wir 5 bekamen das Schachtholz zum Schälen, die anderen bekamen andere Arbeit.

Es war am 21. April. Arbeiteten schon 1 Woche, dann wollten wir Geld haben, da wir uns doch selbst verköstigen mussten. Bekamen nur 1 Rubel Vorschuss. Das war doch zu wenig. Kauften uns Pferdefleisch, da es viel billiger war.

Die 2. Woche ging es uns wieder so. Das war uns doch zu dumm. Die im Schacht arbeiteten, bekamen doch regelmäßig ihr Geld und wir heroben nicht.

Diese Leute waren sehr schlau, da sie im Schacht doch viel zu wenig Leute hatten und heroben bekamen sie genug. So benützten sie wieder die Hungerkur, um mehr Leute für den Schacht zu bekommen. Und was macht man nicht alles, um den Hunger halbwegs stillen zu können.

500 unsrige Gefangenen arbeiteten schon im Schacht. Die sagten uns, wenn man es gewohnt ist, arbeitete man unten auch ganz gerne und die Zahlung ist doch anders. Viel ist es ja auch nicht, aber wenigstens regelmäßig. Nun arbeiteten wir schon die dritte Woche und es war wieder das Gleiche und wir wollten doch einmal wissen, was wir verdienten. Mussten 11 Mal gehen dass wir es bekommen haben und es waren nur 15 Rubel.

Das war uns doch zu dumm, überwanden unsere Abneigung und machten uns in den Schacht. Denn neugierig war doch jeder, wie es da unten aussieht. Bekam jeder einen Zettel und fingen am 25 Mai an zu arbeiten. Arbeitsweisung war im Schacht, acht Stunden zu arbeiten. Wurde in Partien gearbeitet, alle 8 Stunden andere, es wurde Tag und Nacht gearbeitet.

Meinen ersten Gang in den Schacht machte ich mit einem Russen, da wir es erst lernen mussten. Um 2 Uhr nachmittags stieg unsere Partie hinunter und mussten arbeiten bis 10 Uhr nachts.

Ich und der Russe stiegen auf einer Leiter in die Tiefe. Der Stollen war 60 Meter tief. Anfangs wird einem schwindlig. Die anderen Stollen waren noch tiefer, bis 600 Meter.

Nun arbeiteten wir eine Stunde, er hieb mit den Gefangenen und ich musste es mit dem Rollwagen wegführen.

Auf einmal ging ein Stück los und fiel ihm auf den Fuß. Da fing er fürchterlich zu schreien an. Wusste nicht, was ich mit ihm machen soll. Reden konnte man mit ihm nicht. Und so tief unter der Erde und ganz allein. Kann sich jeder denken, wie einem zu Mute ist. Konnte ihn nur hilflos ansehen. Er untersuchte seinen Fuß. Abgebrochen war er nicht, ganz zerdrückt war er und die Haut hing in Fetzen davon.

Nun zeigte er mir, dass er nicht mehr arbeiten kann und ich ihn hinauf bringen soll, über die Leiter. Nun ging ich die schwierige Arbeit an und zog ihn hinauf über die Leiter. Der Schweiß rann mir nur so herunter, wie wir oben angekommen waren. Den Russen brachten sie ins Spital und ich konnte gleich in unser Quartier gehen. Brauchte am selben Tag nicht mehr arbeiten.

Dachte mir, das fängt ja gut an. Da werde ich wohl nicht lange mittun und es wird auch mich treffen. Tröstete mich mit dem Gedanken, dass mein Leben schon öfter bedroht war und bin doch wieder davongekommen.

Am zweiten Tag ging es mit anderen hinunter. Da war es schon besser. Musste wieder mit dem Rollwagen Kohlen befördern. Die Arbeit war wohl schmutzig aber man gewöhnte sich dran.

Als ich am 5. Tag anfing, war ich schon 1. Hauer, da ich unserem Partieführer so gefallen habe mit meiner Arbeit.

Kam mir schon richtig leicht an. Die Arbeit wurde uns vorgemessen, was wir in 8 Stunden leisten konnten. Ich war schon nach 5 Stunden fertig damit. Wir teilten es uns so ein, dass jeden Tag ein anderer zu Hause bleiben konnte, zum Kochen und Wassersieden zum Waschen. Denn man sah aus wie ein Rauchfangkehrer. Jeden Tag machte es ein anderer.

Und was das Beste war in unseren Verhältnissen, war der so langersehnte Postverkehr.

Konnten wir uns doch nach 15 Monaten mit unseren Lieben in der Heimat verständigen. Jetzt kamen gleich bis zu 5 Karten gleichzeitig, die schon lange in Sibirien lagen. Das war eine Freude und wieder Trost für unser verlassenes Gemüt. Schrieben jetzt auch fleißig in die Heimat. Und selbst die schmutzige Arbeit freute uns besser. Den Vorschuss bekam man auch leichter als am Holzplatz, dass wir uns das Essen leichter kaufen konnten. Aber mit der ganzen Löhnnung wollten sie nicht heraus.

Wir arbeiteten so fort bis zum 17. August, dann stellten wir die Arbeit ein. Streikten, und forderten unseren ganzen Lohn, den wir noch zu bekommen hatte. Denn die Teuerung nahm immer mehr zu. Die Lebensmittel waren schwer zu bekommen.

Und man wusste nicht, was eigentlich bezahlt wurde. Und Gewand und zum Rauchen brauchten wir auch.

Wurde einer gewählt, der alle Sprachen konnte. Der musste unsere Wünsche vorbringen. Der verhandelte mit den Russen und forderte unsere Rechte.

Wir dachten uns schon, da werden sie wieder um Mannschaft nach Tomsk schicken. Aber es blieb alles ruhig.

Nur durch Hunger wollten sie uns wieder kurieren. Die Geschäftsleute sollten uns nichts verkaufen. Sie verkauften uns aber trotz Verbot was wir brauchten. Der Streik dauerte 8 Tage, dann wurde uns der Lohntarif aufgestellt. Was sich jeder verdient, das wird gezahlt. So fingen wir wieder an zu arbeiten. Bekamen unseren Lohn wie vorgeschrieben.

Einige sind um ihre guten Posten gekommen, die bei den Maschinen waren. Denn die mussten bedient werden, da die Russen fortgearbeitet haben. Unter dieser Zeit hatte sich die Front aufgelöst und sind die Russen in Rudeln herausgefahren und kamen viele in den Schacht. Bekamen gleich schöne Posten und die Unsigen mussten sich mit schlechten Arbeiten begnügen.

Worüber sie keine Freude hatten, samt uns. Die Arbeit ging immer so weiter und die Kälte wurde immer unerträglicher. Kleidung konnte man sich keine kaufen, da der Lohn zuwenig war. Die Arbeit im Schacht war ja nicht kalt.

Aber von dem vielen Leitern klettern war man so erhitzt und dann der Weg zu unserem Quartier, da meinte man schon man muss erfrieren. Das wurde mir fast zu dumm. Ich mit meinem Leiden, die Hämorrhoiden schwollen mir an, dass ich fast nicht gehen konnte. Brachen, dass das Blut davonspritzte, als wenn mir jemand eine Ader geöffnet hätte. Und das viele Schwitzen dazu, und der Kohlenstaub, aussah man wie ein Rauchfangkehrer. Viele gingen in das Lager die es nicht mehr aushielten. Krankheitshalber wäre ich ja auch gerne gegangen, wenn nur das Lagerleben ein wenig besser gewesen wäre. Hie und da kamen Karten aus der Heimat, die von baldiger Erlösung berichteten. Und auch die Russen die von der Front kamen, sagten dasselbe. Dachte mir, tust halt mit, solange es geht. Vielleicht bewahrheitet sich der Spruch, der auf einer Heimatkarte stand: „Bald wird der Morgen tagen, der uns den Frieden bringt!“

So tröstete man sich von einem Tag auf den anderen. Die Zeit verging und von der Heimfahrt noch keine Hoffnung. Freute mich gar nichts mehr.

Es war Ende September, war bei der Nachtschicht, die von 10 Uhr nachts bis 6 Uhr früh dauerte. Hatten vielleicht 2 Stunden gearbeitet, da fings zum Rollen und zum Krachen an. Wussten für einen Moment nicht was das war. Glaubten, vielleicht ist irgendwo Kohlengas, das anfing zu brennen. Da hörten wir, der Russe und ich, Rennen und Schreien, nun nahmen wir auch unsere Lampen und stiegen hinunter aus unserem Stollen, auf die Strecke, wo die

Kohlen befördert werden. Hinter uns fiel der Schacht schon ein, dass uns die Grausbirnen aufstiegen. Fingen an zu laufen, wie die anderen Partien, die sich bei der Arbeit befanden.

Und wie sich der Wind durch die Gänge presste, kann sich niemand vorstellen, was wir da mitmachten.

Die Lampen blies uns der Wind aus, und der Kohlenstaub der mitflog. Es war wie im Winter bei einem Schneesturm. Da musste man im Finsternen laufen, bis zu Hauptstrecke. Dort wo die Kohlen hinausbefördert werden und unser Aufstieg war. Waren unser 13, die auf dieser Seite arbeiteten. Kamen doch alle glücklich durch. Aber jeder hatte einen Denkzettel davongetragen. Den bei dem Laufen in der Dunkelheit haben wir uns fast alle den Kopf zerschlagen und das Werkzeug verlor auch mancher.

Damals war uns der Tod wohl ganz nahe auf den Fersen. Wer in Russland noch keinen Schacht gesehen hat, kann sich unmöglich vorstellen, was wir mitgemacht haben.

Bei uns sind die Schächte viel sicherer gebaut. Bei den Russen war gleich alles gut.

Oben angekommen, erzählten wir gleich, was uns passiert war. Die waren ganz baff darüber, und dass wir uns doch noch retten konnten. Dann gingen wir in unser Quartier. Die waren auch ganz erschrocken.

Bekamen auch Abscheu von dieser Arbeit, denn es möchte doch ein jeder gerne nach Hause kommen und nicht dort verunglücken. Ja wenn man wirklich dazu verbannt gewesen wäre, würde einem nicht viel gelegen sein an seinem Leben. Unsere Zeit in Sibirien glich wohl auch einer Verbannung, wenn man von der Heimat so lange ganz abgeschnitten ist und keine Aussicht auf Änderung hatte.

Als die Russen von der Front in den Schacht arbeiten kamen, war großer Mangel an Quartieren. Wurde beschlossen, die Gefangenen sollten in Waggons wohnen. Kamen 20 Mann auf einen Waggon. Da suchten wir an, ob wir uns kleine Erdhütten bauen dürfen, denn in den Waggons war es schlecht wohnen. Auch waren sie sehr weit weg vom Schacht.

So wurde es denen genehmigt, die zu weit zur Bahnstrecke hatten. Denn es waren ja mehrere Stollen und jeder von uns 5 Freunden arbeitete wo anders. Waren auch ziemlich viele Chinesen bei den Schachtarbeitern. Auch ich hatte immer einen bei mir, als ich Hauer war. Waren ganz gute Menschen. Bekamen Monate keinen Tabak zu kaufen. Er ging uns sehr ab. Aber die Chinesen wussten einen Ausweg. Schmuggelten einen herein und verkauften auch an uns Gefangene. Aber den Russen gaben sie keinen, denn da hätten sie kein Geld gesehen. Auf seine Person achtete der Chinese überhaupt nicht. Sind sehr unrein. Die beim Militär waren, waren geschoren. Die anderen hatten ihre

Zöpfe.

Nun zurück zu unseren Erdbaracken. Wir, die 2 Wiener und ich, machten von der Bewilligung, Erdhäuser zu bauen, Gebrauch. Halfen zusammen und machten uns aus Erde ein schönes Häuschen. Stellten sogar einen Ofen hinein zum Kochen. Lebten darin ganz glücklich, bis uns das Unglück im Schacht traf.

Die 2 Anderen konnten ja fortarbeiten, bei denen war ja nichts. Nach dem Unglück sollten die Stollen von Schlamm und Kot gereinigt werden. Denn an der Oberfläche des Schachtes rann ein Wassergraben und beim Einsturz lief das Wasser in den Schacht. Ging dann noch 3 Schichten hinunter.

War aber eine solch schlechte Arbeit, wurden durch und durch nass und wie vom Kot herausgezogen. Das war für meinen leidenden Zustand zuviel. Dachte mir, bevor ich krank werde, lass ich die Arbeit lieber stehen.

Wir besprachen uns mit unserem Parteiführer, wir gaben die Arbeit auf, wir halten es nicht aus. Er widersprach uns nicht. Bekamen unsere Entlassung und unser Geld und konnten ins Lager gehen. Von unserem Häuschen konnte ich mich schwer trennen. Lebte noch 14 Tage drin. Da doch die anderen 2 noch arbeiteten. In diesem Schacht machte ich 87 Schichten.

Anfangs November nahm ich Abschied von meinen 2 Freunden, die gesund waren und arbeiten wollten, solange es die Kälte erlaubt. Und ging dann mit denen, die mit mir gearbeitet hatten, ins Lager nach Tomsk. An meinem Namenstag, am 4. November, kamen wir in Tomsk an.

Nun genossen wir wieder das Lagerleben. In den Baracken traf ich einige an, die mit mir beim Schacht waren und nur für die Bauernarbeit waren. Auch im Holzsenschlag haben sie gesehen, was arbeiten heißt. Wir tauschten unsere Erlebnisse aus, wie es uns die ganze Zeit gegangen war. Den meisten schlecht.

Waren anfangs in den Holzbaracken untergebracht. Die mussten dann geräumt werden, was auch seine Gründe hatte. Kamen in die Erdbaracken, was wieder sehr schlecht war. Das traurigste war, dass wir nichts zu essen hatten. Nichts als Wasser und wieder Wasser. Fleisch bekam man die ganze Zeit nicht.

2 Monate verblieben wir in den Erdbaracken, wo sich niemand scherte um uns. Lebten wie die Vieher.

Und es kam das Weihnachtsfest 1917!

Mit jedem Jahr wurde es trauriger. Wussten überhaupt nur nach der Zeit, dass Weihnachten war. Wir hatten gar keine Freude. Und die Sehnsucht nach der Heimat drückte schon so schwer. Eine Kälte und hatten nichts zu heizen.

Mussten jeden Tag in den Wald gehen, Holz umstocken, was wir brauchten im Lager und auf den Schultern heimtragen. Schnee war, dass man bis an die Mitte watete. Konnten kaum gehen vor Hunger und Mattigkeit.

Diese Kost die man bekam und das Stücklein Haferbrot, es schmeckte wie Stroh.

1918

So kam der Jänner 1918!

War schon eine Kälte zum Erfrieren und in den Baracken ein Gestank zum Ersticken. Zwei Kollegen und ich gingen im Hof fleißig spazieren. Dass uns wärmer wurde und wir nicht krank wurden. Auch eine Karte bekam ich aus der Heimat. Dachte mir, vielleicht die letzte in der Gefangenschaft und freute mich wieder. Wird auch wahrscheinlich meine letzte gewesen sein. Konnte nicht wissen, dass ich meine Heimat noch so lange entbehren muss.

Gingen wieder die Tage in gleicher Eintönigkeit dahin. Mussten mich meine treuen St. Pöltner, Ludwig Hoffman aus Viehofen und Franz Kaiser aus St. Pölten, täglich aus der stickigen Luft der Baracke herausholen zum

Spaziergang. Ging, bis uns die Eiszapfen von der Nase und vom Schnurrbart herunterhingen. Das war das allerbeste Mittel. Den Zweien verdanke ich nebst höheren Gewalten mein Leben.

Den 10. Jänner kam ein Kollege aus Mank, der Anmasser aus Busendorf, herein in das Lager und auch auf das Heimfahren wartete. Als wir uns erkannten, zogen wir gleich zusammen, um gemeinsam unsere Erlösung abzuwarten.

Endlich kamen auch meine Freude vom Schacht herein, da die Kälte noch immer ärger wurde. Die 2 Wiener Freunde waren in meiner Nähe, die anderen waren weiter weg im Lager. Da nun so viele in den Erdbaracken erkrankten, so kamen wir wieder in die Holzbaracken, wo die Räume gesünder waren.

Das Essen wurde immer schlechter. Viel Salzmangel war. Uns wurde alles ohne Salz gekocht. Es gab nur eine Krautsuppe und 2 Löffel Kascha.

Früh und abends Teewasser, ohne Rum und ohne Zucker und ein kleines Stücklein Haferbrot. Zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel. Es starben ohnehin viele. Mit lauter Trösten auf eine baldige Erlösung verging die Zeit doch besser.

Infolge der Kälte kamen oft Hunde ins Lager um Schutz zu

suchen, da wir immer gut zu ihnen waren, wurden sie recht anhänglich. Musste aber mit der traurigen Zeit die wir hatten, so mancher sein Leben lassen, dass wir unseren Hunger stillen konnten.

So verging die Zeit bis März. Da wurde schon gesprochen, dass bald eine Invalidenvisite kommt, da die Invaliden zuerst nach Hause fahren. Mit lauter Warten kam der April, wo endlich die Visiten waren. Die meisten gingen, ich war auch dabei. Wurde auch zu den Schwerinvaliden anerkannt, mit meinen Verwundungen und Leiden. Es waren unser zehntausend Mann im Lager. Davon waren 500 Schwerinvaliden und 800 leichte.

Mein Kollege aus Mank war bei den leichten, der ein Magenleiden hatte. Freuten uns schon auf ein gemeinsames Nachhausefahren. Wie uns das möglich werden wird, wussten wir selbst noch nicht.

So verging wieder die Zeit in unserem Elend. Und an Arbeit mangelte es auch nie. Wurde ein Koch krank aus unserer Küche. Kam der Barackenkommandant, es war Kollege Stockinger aus Wien, zu mir und sagte, ich solle anstatt dem Koch in die Küche gehen. Deswegen kann ich genauso gut nach Hause fahren wie die anderen.

Mir war es gleich recht. Dachte mir, da kannst du dich wieder einmal richtig satt essen. Aber es war auch nichts übriges in der Küche. Aber von der Kälte war ich schon

mehr geschützt. Die in der Baracke mussten wieder täglich in den Wald um Holz zu holen. Man musste auch mit dem schweren grünen Holz auf der Achsel, bis an die Mitte im Schnee, zurück zum Lager gehen.

Auch das Wasser das man im Lager und in Küche brauchte musste man mit einem Schlitten herumschleppen. Was eine große Plage war.

Arbeit gab es für alle. Die nicht im Lager arbeiteten, gingen mit dem Posten in die Stadt zum Kommando. Gab dort verschiedene Arbeiten. War nun schon 3 Wochen in der Küche. Da hieß es schon, es wird bald ein Invalidenzug zusammengestellt. Das war eine Freude. Sagte jeder, wann nur einmal einer fährt. Werden wir auch noch drankommen. Hatte man Hoffnung, auch bald erlöst zu werden.

Es war Ende April, kam der Befehl, von jeder Baracke 8 Mann von den Schwerinvaliden, von den älteren Jahrgängen. Da war ich nicht dabei. Vergingen wieder ein paar Tage. Kam schon ein Sanitätszug, wo die bestimmten einwaggoniert wurden. Viele weinten vor Freude, dass endlich Erlösung kommt. Am 5. Mai fuhren sie weg. Nach ein paar Tagen hieß es schon, dass der zweite auch bald weggeht. War schon neugierig, wer nun diesmal dabeisein wird. Der Kommandant sagte mir, ich werde jetzt drankommen. Fragte gleich wegen Freund Anmasser, ob der auch mitkommt. Sagte er nein, das geht nicht, es sind noch zu viele andere. Beim 3. Transport wird er auch dabei

sein. Da beschloss ich, auf ihn zu warten. Wegen der paar Tage kommt es mir nicht an. Ist doch besser, wenn man einen Kollegen hat, sollte einem was passieren. Kann doch der andere seine Sachen übernehmen. Am 9. Mai fuhr der 21. Transport weg. Sehnten uns schon sehr nach dem uns bestimmten Transport.

Da wurde schon gesprochen vom Umsturz, dass sich die Roten nicht mehr halten können.

Es gab uns denken, wir sahen unsere Heimfahrt ernstlich bedroht. Trösteten uns doch wieder. Da die Lebensmittel schon ganz knapp wurden, dachten wir uns, sie werden uns schon nach Hause schicken, dass sie uns loshaben.

Aber leider hatten wir schon wieder zu viel Hoffnung. So vergingen die Tage in der Trostlosigkeit dahin. Eines Nachts hörten wir neben dem Lager Schüsse fallen. Wir waren ganz aufgeregt darüber.

Das war der Anfang der Revolution. II. Umsturz.

In der Früh hieß es schon, es sei Kriegszustand und durfte sich ohne Ausweis niemand auf der Straße zeigen.

Wurde gesprochen, die Menschen haben den Umsturz gemacht und stellte eine monarchistische Regierung auf, wo ein tschechischer General Kordschak der Regent war.

So kam ein ganzes Regiment Tschechen nach Tomsk. Die da hausten und das Kommando führten.

Muss jetzt eine Zeile, die ich im vergangenen Blatt übersehen habe, einsetzen. Kollege Wallner, der Straßenbahner aus Wien, konnte sich einmal bei den Sekkanturen der Menschen nicht beherrschen und hatte einem das Nötige zurückgesagt. Es war bei Nacht, er musste gleich flüchten, was ihm auch gelang. Er sprang bei Nover Nikolajevka in einen der Heimwehr bestimmten Invalidenzug und reiste glücklich in die Heimat. Sonst wäre er im Lager erschossen worden.

Nun wieder zurück zu der Tschechenregierung. Sie wollten alles unterjochen. Die sich ihnen nicht anschlossen wurden eingesperrt und oft in der Nacht erschossen.

Man hörte nicht viel davon. Wurden viele in die Keller gesperrt und dort ums Leben gebracht, mussten Schauertode nehmen und elend zugrunde gehen. Von den Gefangenen wurde immer geredet, dass für uns 8000 Gewehre bereitstehen, um gegen unseren neuen Feind eine Gegenrevolution zu machen, um uns so zu befreien. Was hätte uns das auch genützt, das zu machen um uns zu befreien. Was hätte uns das auch genützt, wir waren doch nur eine Hand voll gegen so viele.

Wir mussten wegen diesem Gerede viel mitmachen.

Täglich um 4 Uhr früh kamen sie in unser Lager und trieben uns hinaus. Mussten uns im Freien 4 und 4 anstellen. Und auf unser Lager wurden Maschinengewehre gerichtet, die schon bereitgestellt waren, um dreinzuschießen, wenn wir uns wehren. Einige von den Tschechen durchstöberten unsere Baracken, wegen Gewehre und Munition.

Wenn sie beim Durchstöbern unserer Baracken Silbergeld fanden, das sich viele aufgehoben hatten, der sich zum Andenken an die traurigen Zeiten das Geld mit nach Hause nehmen wollte, und lieber bitter Hunger litt, als das Geld auszugeben. Jetzt wurde einem alles genommen.

Um ihre Armee zu verstärken, wurde alles mobilisiert, die einen tschechischen Namen hatte und nicht einmal ein Wort tschechisch reden konnten. Da sie schon gebürtige Wiener waren. Weigerte sich ein solcher, wurde er solange mit der Peitsche geschlagen, dass so mancher ins Spital gebracht wurde und auch oft einer draufging. Manche wurden auf einen Wagen gebunden, zuerst gehaut, dann zu den Kameraden gebracht und ausgerüstet. Was zu nichts Gutem führte, denn ein solcher denkt doch an Vergeltung. So ging es tagelang fort, bis sie keinen Tschechen mehr fanden. Zwei waren auch in meiner Baracke. Einen hatte es bald. Der andere lag hinter mir, war ein Mähre und wollte von den Tschechen nichts wissen. Konnte aber schlecht deutsch. Er verstand sich ganz, wie er dem Schicksal entrinnen soll. Einmal ums Grauwerden in der Früh stand er auf, kramte bei seinen Sachen um, und ich sah, da man

ohnehin nicht schlafen konnte, das Rasiermesser in der Hand. Ich konnte mir nicht so schnell denken, was er damit machen will, kann sich doch noch nicht rasieren?

Ginge er zum Fenster, machte einen Blick herein auf uns, und im Nu hatte er Hand und Hals durchgeschnitten und fiel ohnmächtig zu Boden. Ich machte einen Schrei und es wurde im gleich Hilfe geleistet. Kam gleich ins Spital, war nicht lebensgefährlich.

Die Ärzte hatten Erbarmen und zogen seine Behandlung in die Länge. Konnte er im Spital verbleiben, damit er nicht mobilisiert werden konnte. Es verging der Mai, vom Nachhause fahren war keine Aussicht. Und solche Sachen mit ansehen und anhören, wie es bei dieser Regierung zuging, da verdross mich schon alles.

Anfangs Juni kam ein Invalidentransport, der seine Fahrt zum Lager in Krasnoyarsk in die Heimat, wegen des Umsturzes unterbrechen musste.

Mussten die Armen mit trauriger Stimmung die Heimreise unterbrechen. Und wieder, wer weiß wie lange, darauf warten.

Sie kamen zu uns nach Tomsk. Konnten nicht zurück in ihr Lager, da bis Krasnoyarsk zurück noch Kämpfe waren.

Wie ich bei den angekommenen Leidensgenossen so

herumschaute, traf ich viele Bekannte, die ich 1916 zurück ließ in Krasnoyarsk. Dabei auch meinen besten Kollegen, den ich als ich auf Arbeit ging, wegen seines kürzeren Fußes zurücklassen musste. Er wäre auch so gerne mit, konnte aber nicht wegen seines Fußes, da er nicht arbeiten konnte. Wir begrüßten uns mit Tränen in den Augen. Erzählten uns gegenseitig unser Leiden und Drangsale. Hoffte einer vom anderen, er wäre schon zu Hause, oder gar nicht mehr am Leben.

Einige Tage mussten sie in den Waggons bleiben, dann kamen sie zu uns ins Lager. Damit war ihre letzte Hoffnung, doch nach Hause zu fahren, vorbei. Das war furchtbar, diese Enttäuschung für die Armen.

So ging die Zeit dahin, bei diesem Zustand und bei der schlechten Kost. Wir Bekannte verbrachten die meiste Zeit mit Trösten. Machen wir halt so mit, ewig kann es ja nicht dauern.

Nun fassten wir nach langer Zeit (5 Monate) Fleisch aus. Sie hatten wirklich doch Angst, wir könnten eine Gegenrevolution machen, indem einem der Hunger zu allem treibt.

Wir freuten uns schon so drauf. War aber kaum zu genießen. Es war Salzfleisch, was in schlecht verschlossenen Fässern gelagert war. War schon ganz grün und faulig. Aber wir aßen, denn der Hunger tut weh. Wir

bekamen es öfter, denn für die Armee war es zu schlecht. Und für uns Gefangenen war es gut genug. Waren aber schon so unterernährt, dass viele davon krank wurden.

Ein Kollege aus Kirnberg a. d. Mank, Labenbacher mit Namen, war auch da vom Krasnoyarsker Lager. Der hätte sicher seine Heimat nochmals gesehen, wäre der Umsturz nicht gekommen. Bekam ein Leiden in der Brust und starb nach kurzer Zeit.

Endlos schlich die Zeit dahin, so kam der September.

Transport für den Eisenbahnbau in der Wüste!

Bis dahin verkürzten uns die Tschechen die traurigen Tage bei Verrichtung verschiedener Arbeiten. Musste arbeiten wer halbwegs konnte. Dann hieß es, das Lager werde geräumt, muss alles auf Arbeit gehen. Dann machten sie uns vor, es werden 365 gesucht, für einen Eisenbahnbau, wobei uns alles aufs Beste vorgeschildert wurde, um uns leichter aus dem Lager zu bringen. Denn sie hatten immer Angst, wir haben doch irgendwo Waffen. Wir waren froh, von diesem Leben wegzukommen, und glaubten ihnen alles. Ein Wiener Kollege, der von Mank und ich, kamen auch dazu. Wir blieben marschbereit bis auf weiteres. Während dieser Zeit fuhr der durch den Umsturz zurückgehaltenen Invalidentransport wieder zurück in Lager Krasnoyarsk. Musste wieder Abschied nehmen von meinem besten Kollegen, der mit dem schlechten Fuß.

Am 19. September!

Kam der Befehl, dass die 365 wegfahren zum Eisenbahnbau, wo sich der auch mitschwindelte, der sich das Leben nehmen wollte. Damit er den Tschechen aus den Augen kam, und um sein Glück zu suchen.

Wurden im Lager aufgestellt, jedem seine Sachen durchsucht, was sie brauchen konnten, wurde uns genommen, sogar Liebesgaben von zu Hause. Wurde uns wieder vorgemacht, bekommen dort ohnehin alles ausgefasst, was wir brauchen und uns abgeht.

Nun fuhren wir weg, waren froh, endlich von dieser Dressur der Tschechen wegzukommen. Wenn man auch wieder unbestimmten Zielen zusteuern musste. Den vom Nachhausefahren war keine Rede mehr. Dachten uns, wenn wir wieder bestimmte Arbeit haben und halbwegs was zum Leben, so verbringen wir die Zeit doch viel leichter bis zur Heimfahrt. Denn im Lager musste man verzweifeln.

Fünf Posten waren, die uns zur Arbeitsstelle brachten und uns bewachten. War schon jeder neugierig, wo es hingehen wird.

Abends, den 19. September fuhren wir 365 Mann, samt Bewachung weg. Am nächsten Tag, vormittags kamen wir nach Nover Nikolajevka. Dort bekamen wir etwas zu essen und fassten nach langer Zeit gutes schwarzes Brot. Das uns

sehr wohl tat, als hätten wir Gugelhupf gegessen.

Dann gings wieder weiter, Tag und Nacht, und kamen nach Barabinsk. Vormittags bekamen wir wieder zu essen. Barabinsk war eine Station vor Kainsk, wo ich schon im Lager war. Mir war die Fahrt dorthin schon langweilig, da ich die Strecke bereits zum 4. Mal fuhr.

Dann gings wieder weiter und weiter und unser einziger Gedanke war immer, wo werden wir hingesteckt?

Am 22., um 2 Uhr früh, kamen wir in Omsk an.

Blieben in den Waggons stehen. Vom Schlafen war keine Rede mehr, vor lauter Kälte, denn der Winter begann schon.

Verblieben bis Mittag. Dann mussten wir die Waggons verlassen und wurden von den Tschechen visitiert, ob keine ihrigen darunter waren. Dann marschierten wir weg, 6 Wärs bis zu einem Schiffshafen. Wurden in einem leerstehenden Schiff einquartiert in den Keller. Der Platz war so klein, dass wir nur sitzen konnten. Vom Liegen keine Rede und hinaus durfte auch niemand. Auch ein 2. Transport kam zu uns. Waren dann 700 Mann.

Den 24. September, um 4 Uhr nachmittags, wurden wir in unser Schiff befördert. Das war sehr klein, hatten kaum Platz.

Mussten die meisten am Deck schlafen und dort war es furchtbar kalt. Ich und Anmasser schlossen uns fest zusammen, konnten uns aber nicht erwärmen. Kam uns der Gedanke, wir versuchen es im Heizhaus. Hatten aber mehrere die selben Gedanken. Wurden die Heizer ungeduldig und jeder musste sich ein Platzerl, dass er sich wärmen konnte.

Mussten einmal bei einer Haltestelle landen und Holz laden für den Kessel, der das Schiff betrieb.

Den gleichen Tag um 10 Uhr nachts, brach uns ein Rad vom Schiff. Standen mitten im Wasser, war sehr dunkel, der Sturm heulte. Wir fühlten uns schon sehr verlassen. Das Schiff drehte sich ganz auf eine Seite. Wurde das Rad zusammengebändelt. Fuhren in der Früh wieder weg. War ein altes Schiff und nur für 500 Mann gebaut, und unser waren aber 700 Mann.

Da war es leicht möglich, dass was brechen musste. Fuhren ein Stück, wurde wieder Holz eingeladen für den Kessel, den es ging stromaufwärts auf dem Flusse Irtysch.

Wieder gings fort. Und am 25. September, nachmittags hatten wir wieder Pech, brach das zweite Rad, waren auf eine Sandstelle aufgefahren. Waren wieder ganz trostlos darüber, dauerte aber nicht lange bei der Nacht, fuhren wieder weiter. Dann wurde in der Nähe eines Lager gelandet. Mussten über einen Berg gehen zum Lager. Dort

bekamen wir etwas Fischsuppe und Kascha.

Es war eine Sandwüste. Die dortigen Gefangenen waren auch schon ganz trostlos in ihrer Verbannung.

Dann ging es wieder zurück zu unserem Schiff und wir fuhren wieder weg. Da wir nur mit einem Rad fuhren, legte sich das Schiff auf die Seite. Kam ein Dampfschiff im 2 Schleppern daher. Eines ging an unser Schiff, es machte einen Ruck, dass wir alle aufschrien, denn wir glaubten, alles ist verloren. Sagte einer zum anderen, wenn es so fortgeht, werden wir unser Ziel nicht erreichen. Fuhren weiter bis zu einer kleinen Stadt. Berblofsk. Dort bekamen wir wieder zu essen. Dann ging es wieder zurück zum Schiff, blieben dort stehen die ganze Nacht, bei dieser Kälte und bei diesem Sturm. Es war zum Verzweifeln.

Früh morgens fuhren wir dann weg. Die Fahrt wurde immer trauriger. Man sah nichts als Wüste und Berge von Sand, wie in der Sturm zusammentrug.

Gegen Abend sahen wir von weitem ein Dorf, wo wir uns gleich dachten, da werden wir Halt machen müssen, da der Fluss immer kleiner wurde und nur für kleine Schiffe zu befahren war. Wir täuschten uns nicht. Das Schiff blieb beim Dorfe stehen und wir mussten heraus.

Der Ort hieß Ermak. Als wir uns die Gegend ansahen, bemerkten wir, dass auch da eine Bahn gebaut wurde, zu

einem Schacht, der in der Nähe war. Auch ein Kohlenschacht.

Von dort wurde die Kohle per Bahn nach Ermark zum Schiff befördert, von da dann stromabwärts.

Waren auch Gefangene dort bei der Arbeit, die auch nicht zufrieden waren. Als wir sagten, wir kommen auf Bahnarbeit, waren sie ganz baff. Denn sie warteten schon jede Stunde auf Heimkehr. Sie waren ganz abgeschnitten von jedem Verkehr. Hatten keine Post und keine Zeitung. Wussten gar nichts, wie es zuging. Und wir raubten ihnen durch unsere Ankunft die Hoffnung auf Heimkehr.

Auch wir sagten durcheinander, da schauts traurig aus. Da werden wir wohl auch noch in Verbannung kommen und die Heimat nimmer sehen. Als es Nacht wurde, bekamen wir zu essen. Viel wohl nicht, was auch nicht not tat, denn bei diesen traurigen Verhältnissen verging uns der Appetit.

Dann wurden wir in Häuser einquartiert. Wo ein Loch war, wurden wir hingesteckt. So verging die Nacht unter studieren, denn schlafen konnte wohl keiner. In der Früh mussten wir uns bei der Küche versammeln. Wir wurden abgezählt und es gingen schon 10 Mann ab. Sind aus Verzweiflung durchgegangen. Das war für uns schlecht, denn die Wache musste streng vorgehen. Denn sie waren für jeden Mann verantwortlich.

Den 28. September

knotzen wir wie die Schweine den ganzen Tag auf dem Erdboden herum und warteten auf weiteres. Dann kam der Befehl, 100 Mann bleiben hier (das waren meist Ungarn), die anderen weiter. Abends kamen dann Fuhrwerke, die unsere Sachen aufluden. Wollten abfahren, fing es so zu regnen an, mussten eine Weile warten, dann wurden die Wagen abgewogen, muss wohl nach dem Kilo bezahlt werden. Da es weiterregnete, sagten die Fuhrleute, sie fahren nicht zurück, so blieben wir über Nacht. Die konnten sich ja trocknen, wir aber mussten in den nassen Kleidern bleiben. Die ganze Nacht konnten wir die Wäsche nicht wechseln, da wir keine 2. Gewandung hatten. Wir wurden ganz verzagt, so verging die Nacht.

In der Früh war wieder Zusammenkunft, bekamen Teewasser, dann kam der Abmarsch.

Wussten nicht, was wir tun sollten. Gehen wir mit, oder sollen wir uns gleich erschießen, denn besser kommt es nicht mehr. Unsere Unterredung nützte uns auch nichts. Wir konnten uns doch nicht helfen und gingen mit.

Am 20. September gingen wir 20 Wärs, aber nur durch die Wüste, wo man nichts sah als Himmel und Erde. Es war eine Ebene, wie man es sich nicht denken konnte.

Es war kein Hügel oder Strauch zu sehen und da mussten

wir im Freien übernachten, bei allem Sturm und Kälte.

Am 30. In der Früh fing es stark zum Regnen an. Wieder ging es fort mit den Fuhrwerken, die unsere Sachen hatten. Bekamen wieder Teewasser zum Frühstück. Das andere Essen wurde mitgeführt. Das Wasser war sehr salzig, weil sich in der Nähe viele Salzseen befinden. Aber vor Durst musste man es trinken. So ging es immer weiter und weiter mit unserer traurigen Stimmung. Je weiter wir in die Wüste kamen, sah man hie und da kleine Hütten eingebaut in die Erde. Denn heraußen konnten sie nicht stehen wegen der großen Stürme. Bis am Abend hatten wir 40 Wärs zurückgelegt.

In der Kirgisensteinsteppe!

Als das Volk aus ihren Hütten herauskam, waren wir ganz erschrocken, glaubten schon, die werden uns fressen.

Es war ein Wüstenvolk, die konnten keine anderen Leute sehen und wir mussten uns vor ihnen hüten. Konnten mit ihnen nicht reden, nicht einmal russisch, denn sie redeten ihre eigene Sprache. Und aufs Stehlen gingen sie aus. Ein Mann durfte gar nicht alleine sein. Die waren im Stande und raubten einem aus und brachten einen um.

In der Früh, des 1. Oktober ging es wieder weiter. Zirka 20 Wärs, dann wurde wieder menagiert um 5 Uhr abends. Bekamen Fleisch, das auch mitgeführt wurde. Es war

getrocknetes Schaffleisch. Kaum zu kauen, nichts wie Haut und Knochen. Und so salzig, kaum zu essen. Und noch dazu das saure Wasser.

Zum Kochen mussten wir kleine Dornstauden aushacken, die in der Nähe wuchsen, denn sonst gab es kein Prügerl Holz.

Das Holz, das wir mitführten, ging auch aus.

Dann marschierten wir wieder weiter bis 10 Uhr abends. Legten wieder 15 Wärs zurück. Mussten wegen Wegverfehlens wieder im Freien lagern. Und der Wind zog fürchterlich durch die Wüste. Vom Schlafen keine Rede. Lagen umeinander wie die Zigeuner. Die unter den Wagen Platz hatten, schliefen dort, die anderen im Freien.

So verging die Nacht, den 2. Oktober um 7 Uhr früh, ging es wieder weiter. Jeder war neugierig, wie weit das noch geht, und wie das enden wird. Einer tröstete den anderen, tun wir halt solange mit wie es geht, dann hörts ja von selbst auf.

Je weiter wir gingen, sah man doch schon kleine Hügel und etwas steinigen Boden. War doch nicht mehr so öde. Aber sonst gibt es nichts, als $\frac{1}{2}$ Meter hohe Dornstauden und hie und da ein kleines Grasbüschel.

Man sah schon immer mehr Kirgisenvolk und Vieherden

sah man auch herumlaufen. Die den Kirgisen gehörten und davon lebten. Einen Feldbauern kennt man in dieser Gegend nicht. Überhaupt ist es ein sehr faules Volk.

Dann sah man Salzseen, die von weitem glänzten wie Wasser. Und wenn man vom Durst gepeinigt hineinlief, war es nur Salz. Das Wasser war ausgetrocknet.

Unser Transport gestaltete sich immer schwieriger.

Die Fußmaroden wurden immer mehr. Die mussten schon auf den Fuhrwerken mitgeführt werden. Andere hielten sich an den Fuhrwerken an, um mitzukommen. Ging ein Wärs, dann wurde zusammengewartet. Dann fassten wir etwas Brot. Kamen aber nicht mehr alle zusammen. Wussten nicht, wo sie hingekommen waren, vielleicht schon von den Kirgisen ausgeraubt und geplündert, vielleicht schon ins Jenseits befördert, denn die waren solches im Stande. Suchen konnte man auch nicht gehen. Wenn es solche Wege und Straßen gäbe wie bei uns, dann wäre das ein Leichtes. Es hat niemand einen Begriff, der noch keine Wüsste gesehen hat.

Es geht nur eine Karawanenstraße durch die Wüste und hier und da zweigt eine kleine Straße ab zu den Kirgisendorfern. Warteten eine Weile, kam niemand nach, gings wieder weiter. Muss halt jeder warten auf sein Schicksal, so trösteten wir uns. Wurden wieder 20 Wärs zurückgelegt. Dann das Essen gekocht, wie gewöhnlich.

Bis 12 Uhr nachts wurde wieder gewartet, auf die was verloren waren. Einige gingen auf Suche aus. Auch die Posten die wir hatten, mit Kirgisen, die den Weg kannten. Ging nach allen Richtungen, links und rechts, und schrieen und pfiffen, dass sie uns hören sollten. Aber alles war umsonst. Bei Nacht hätten sie was hören können, wenn alles ruhig war.

Die Zurückgebliebenen legten sich nieder. Konnte aber niemand schlafen wegen der Kälte.

Das Feuer, wo das Essen gekocht wurde, war auch umlagert, so verging die Zeit bis 3 Uhr früh. Und da alles Suchen umsonst war, kehrten wir zurück. Wurde das Essen aufgewärmt und menagiert. Dann legten wir uns nieder, um uns für den nächsten Tag auszurasten. Auch wärmer wurde es in der Früh, dass man es leichter aushiel.

10 Uhr vormittags wurde wegmarschiert, der Marsch wurde doch interessanter, sah man doch schon mehr als Himmel und Erde. Es gab viele Salzseen und Viehherden. Bis zu 200 und 300 Stück. Sie gehörten den Kirgisen. Kühe, Pferde und Schafe, und das wichtigste Wüstentier, das Kamel. Alles lief im Freien herum. Musste sich ein jedes sein Futter selbst suchen. Ging bis abends um 7 Uhr. Legten 32 Wärs zurück und kamen auf unserem Bestimmungsort an.

War endlich der öde Transport beendet und fing wieder ein

neuer Wirkungskreis an.

Die Bahnlinie war ausgesteckt, die wir zu bauen hatten. Dort trafen wir einen von denen, die wir ohne Erfolg gesucht haben. Die sind alleine ihren Weg gegangen und waren auf einem Punkt geblieben. 40 Wärs weg von dem Punkt, wo wir angelangt waren. Punkte sind dort, an jenen Stellen, wo später die Stationen und Haltestellen sein werden, wenn die Bahn gebaut ist.

Den Mann schickten sie her, wegen ihrer Sachen, die noch auf den Fuhrwerken waren, damit nichts verloren geht.

Als wir uns den Bahnbau näher besichtigten, gefiel uns alles nicht besonders. Man glaubte, wenn man bereits 170 Wärs zurückgelegt hat, muss die Wüste bald irgendwo enden, und eine schönere Gegend kommen. Konnten es nicht glauben, dass die Wüste 2000 Wärs dauerte.

Die Bahn wurde von einer Stadt Semipaladinsk weg gebaut, bis nach Omsk. Das war durch die ganze Wüste. Hätten die ganze Strecke bauen sollen bis Omsk, das hätten sich die Herrn Tschechen gewünscht. Da wären wir wirklich in Verbannung gekommen und unser Lebensalter wäre zu kurz gewesen. So viel nahmen wir uns aber nicht vor. Überhaupt bei dieser Regierung mit den Tschechen und dem Regenten Kordschak, so wie die es mit uns trieben.

Nun kam die erste Nacht. Zum Schlafen kam keiner. Lag einer auf dem anderen, weil so wenig Platz war. Die Fuhrwerker blieben auch über Nacht. Die Sachen wurden aufgeteilt. Jedem was sein war. Das Andere, von denen die verloren gegangen waren, wurde auf einen Haufen zusammengeschmissen, bis sich die Eigentümer fanden. Ein Haus war dort mit rohen Ziegeln gebaut. Dort wohnte der Kommandant mit einem Techniker und 2 Parteführern. Dann waren 3 Erdhütten gemacht, wo mitten in der Hütte ein Gang war, und die Liegestätten links und rechts gleich aus der Erde ausgestochen und mit Filz überlegt waren. Es war für 20 Mann in einer Hütte. Das Dach war mit Ästen überhüllt und eine Schicht Erde darauf, wo der Wind durchblies.

Der Kommandant übernahm uns, wies uns die Liegestatt zu und konnten vorm Schlafen noch menagieren.

Dann war noch eine Bäckerei, eine Küche und eine Tischlerei. Aber alles in der Erde und nur provisorisch, mit Rohmaterial selbst gemacht.

Anderen Tages, es war der 4. Oktober, ging es in einem anderen Ton wie bisher. Mussten sich alle anstellen, wurde uns gesagt, dass 50 Mann hierbleiben. Die anderen kommen weiter auf die Punkte. Wurden 50 Mann herausgesucht. Anmasser, der Wiener Kollege und ich schlossen uns zusammen und blieben auch hier.

Die anderen gingen weiter und wurden an den Kommandanten übergeben, wo alles genauso eingerichtet war, wie an diesem Punkt.

Wir mussten uns aufstellen, wurde unser Name, Geburtsort und Zuständigkeit aufgeschrieben, wurde uns gesagt, dass wir hier gebraucht werden, Maurer, Zimmerleute, 2 Tischler, 2 Bäcker, 2 Köche, und 1 Diener für den Kommandanten.

Wer was kann, soll sich melden. Ein Wiener, der ein gelernter Tischler war, meldete sich, und ich gleich dazu, um ihn zu helfen. Anmasser meldete sich zu den Zimmerleuten.

Der Wiener Kollege Stockinger meldete sich als Koch, weil er sich beim Transport um die Menage gekümmert hatte.

Es wurde alles aufgenommen und uns gesagt, wir sollen uns ruhig und ordentlich verhalten, dass sie mit uns zufrieden sein könnten. Nahmen es uns auch fest vor, wenn es halbwegs geht. Dann bekamen wir den 5. und 6. Oktober zur Rast. Dass wir uns reinigen und waschen und unsere Sachen flicken konnten.

Am 7. Oktober, an einem Montag, fingen wir zum Arbeiten an. Den ersten Tag war es wohl nicht viel mit unserer Arbeit. Mussten uns erst an alles gewöhnen, auch

an die Verhältnisse. Der Tischler und ich mussten Fenster und Türen machen.

Die Zimmerleute mussten die Dächer für das Mauerwerk machen. Einige Maurer mussten aus Lehm rohe Ziegel machen. Die anderen mauerten, so ging die Arbeit los.

Die anderen mussten Dornen hacken zum Kochen und heimführen mit den Pferden, da wir einige hatten.

Zum Essen bekamen wir in der Früh Teewasser, mittags Erdäpfelsuppe und ein kleines Stück Schaffleisch und Kascha wie gewöhnlich. Abends bekamen wir Suppe und Teewasser und anderthalb Pfund Brot.

So vergingen die Tage bis zum 12. Oktober. Da war Sonntag und hatten wir Rast. Konnten wir wieder reinigen und flicken.

Fassten auch Zwirn, Seife und Tabak aus. Dachten uns schon, wenn es so bleibt, sind wir zufrieden. Da kann man schon aushalten. Ist doch besser als die Dressur im Lager und viel ruhiger. Frei waren wir auch nicht, da die Posten immer bei uns waren. Aber es war doch ein anderes Leben. Den 13. Oktober ging die Arbeit wieder an, das Gleiche wieder und ging fort bis 19., da wurde wieder gefasst. Am 20. ging die Arbeit wieder an, wusste schon jeder seine Arbeit. Der es nicht wissen wollte, für den war der Kommandant da, der es ihm deutlich sagte, da fehlte

nichts, der traute sich schon. So ging es wieder fort bis zum 27. Da war wieder Rast und Reinigung. Und die kleinen Fassungen reichten nur zur Not für unsere Bedürfnisse. Dann wurde wieder gearbeitet bis 1. November, dann Rast bis zum 3. nur wieder das Gleiche, wie an allen Sonntagen.

Von da an wurde es viel schlechter, da die großen Stürme kamen. Mussten einige Tage aussetzen. Dann wurde wieder gearbeitet bis zum 10. November. Da war wieder Rast und Fassung. Dann wurde wieder gearbeitet.

Eines Tages hörten wir ein so seltsames Geräusch, wie wenn Militär auf uns zukäme. Man machte uns vor, dass in der Nähe ein Kosakendorf sei und das wird eine Patrouille sein.

Als sie bei uns ankamen, waren es Tschechen. Konnten uns nicht denken, was die da wollen, in dieser Wüste, wo sich so kein Mensch hertraut. Wussten es aber schnell. Hieß es gleich, Gefangene Vergatterung und wir stellten uns auf. Und einer von den Hergekommenen, es wird der Kommandant gewesen sein, fragte, ob unter uns Tschechen sind. Meldete sich keiner. Jeder wusste, dass die Tschechen mit ihrer Armee schon arm dran waren. Freiwillig ging keiner. So ging es mit Zwang. So sagte er, meldet euch, sonst erlebt ihr was. Das ließ uns aber ganz kalt. Dachten uns, habt uns ohnehin durch diese Verbannung jeden Trost auf Heimkehr genommen, mehr wie hin sein können wir nicht. Macht mit uns was ihr wollt. Da verlangte er von

unserem Kommandanten, er solle unsere Namen von der Liste herunterlesen, damit sie draufkämen, ob tschechischen Namen darunter waren. Sie verfielen gleich auf jene, die konnten sich aber ausweisen, dass sie in Wien geboren waren. Gebürtige Wiener konnten die Tschechen nicht nehmen. Nur jener Mann, den wir von der früheren Aufschreibung kannten, der sich wegen der Transportmobilisierung vor meinen Augen in Tomsk den Hals und die Hand aufschnitt und dann lange im Spital war. Ging dann mit uns auf den Wüstentransport. Da fühlte er sich sicher, bis zum heutigen Tag.

Bei der Nennung seines Namens (Andrusch), fragten sie ihn gleich, von wo er herkommt. Er war aber so baff, dass er nicht antworten konnte. Gaben sie ihm eine feste Ohrfeige und musste gleich bei ihnen bleiben. Uns schworen sie, ihr werdet alle noch gerne zu uns kommen, oder ihr geht hier drauf. Wir dachten, ihr könnt uns gernhaben, wir werden euch eure Interessen verteidigen helfen. Für das vielleicht, weil sie unsere Heimfahrt verzögerten durch ihren Umsturz. Nochmals eine Waffe in die Hand nehmen konnte uns wohl nicht einfallen. Wollten schon lieber hier zugrunde gehen. Die Tschechen übernachteten. In der Früh musste unser Kollege Andrusch von uns Abschied nehmen, was ihm um so schwerer fiel, da wir einander gute treue Kameraden waren und ihm solange fortgeholfen hatten. Dann ging es weiter zu den nächsten Gefangenen, um dort auch einige einzufangen. Auf diese Vorgänge hin, machten uns wir doch wieder Hoffnungen, nach Hause zu kommen, denn wenn sie schon

solche Not haben bei ihrer Armee, dass sie schon auf die paar Gefangenen in der Wüste anstehen, so kann es doch nimmer lange dauern.

Wussten wir auch schon lange nichts von der Heimat, doch waren unsere Gedanken im Wachen und im Traume zu Hause bei unseren Lieben. Jeder arbeitete wieder weiter, mit dem Gedanken, was wird aus uns werden. Verging die Zeit bis zum 17. November. War wieder Rast und Fassung.

Dann fing der Sturm mit solcher Wucht an, dass sich niemand mehr herauswagen konnte aus der Baracke. Kann sich ja niemand einen Wüstensturm vorstellen. Das muss erlebt sein. Käme da ein menschliches Wesen drein, wäre es verloren. Nicht einmal ein gut gebautes Haus in Österreich würde diesem Orkan Widerstand leisten. Das nähme er mit, als wäre es nicht dort gestanden.

Die Kirgisen die dort waren, waren alle unter der Erde. So auch unsere Baracken. Ganze Berge von Sand und Schnee trug es zusammen. Unbeschreiblich wurde unsere Lage.

Die Kälte war furchtbar in den Erdbaracken. Das Dach war nur mit Reisig überdeckt. Kot und Wasser wurde abgemischt und dünn überstrichen, alles war halt nur zur Not zusammengeputzt, denn man konnte sich nicht anders helfen.

Ganz verzweifelt waren wir schon, Hunger und Kälte

peinigten uns furchtbar. Einheizen konnten wir nicht, da wir kein Holz hatten. Die kleinen Dornenstauden, die in der Wüste standen und wir zum Heizen verwendeten, konnte auch keiner holen.

So blieb uns das Einheizen und das Kochen erspart.

Endlich ließ der Sturm soviel nach, dass man sich hinaus trauen konnte um Brennmaterial, dass wir doch einmal Menage bekommen. Wurde ohnehin immer weniger das Essen. So verging die Zeit bis 24. November.

Da unsere Verhältnisse immer trauriger wurden und uns der Hungertod schon vor Augen war, beschlossen die 2 Posten, die bei uns waren, durchzugehen. Ihre Absicht war, wir sollen alle gemeinsam weggehen von unserer Arbeit, damit sie vom Kommando keine Strafe ausfassen.

Es war ihr fester Wille, wegzugehen. Wir kannten ihre Absicht. Obwohl wir sie gut leiden konnten, da sie immer gut zu waren, taten wir ihnen diesen Gefallen nicht. Denn wenn uns die Tschechen erwischt hätten, die uns ohnehin feindlich gesinnt waren, die hätten uns als Revolutionäre erklärt und uns kurzerhand zusammengeschossen.

So übergaben sie unserem Kommandanten die Gewehre. Der wollte sie aber auch nicht nehmen. Sie sollten bleiben, da er vor uns Angst hatte, denn er war ein gewesener Zarenoffizier, der hatte noch kein Pulver gerochen, was

ihm auch die 2 Posten ins Gesicht sagten, als sie einmal Streit hatten mitsammen.

Er schwindelte sich nur weg vom Krieg, er war mit einem Wort ein Drückeberger.

Auch hier gings ihm nicht schlecht, sowie den beiden Parteiführern. Die hatten schon genug zum Leben, die ließen sich nichts abgehen beim Essen und für Brennmaterial sorgten sie auch. Für unsere Sachen handelten sie sich Kuhschöberl ein, die von den Kirgisen im Sommer gesammelt wurden und gut getrocknet gaben sie ein gutes Brennmaterial, wie Kohle.

Wir arbeiteten wieder fort bis zum 2. Dezember. Da war wieder Rast und Reinigung. Wurde geflickt was zerrissen war. Etliche Mann, die immer draußen sein mussten beim Dornen hacken, bekamen rohgegerbte Pelze, die von unseren Schneidern die wir hatten, verfertigt wurden. Auch Wäsche nähten sie, aber wir sahen keine, die brauchte auch der Kommandant für Brennmaterial, denn die hatten es gern warm, da ging schon was auf bei den Stürmen. Und wir mussten uns mit den Dornen begnügen, hatten wir keine, mussten wir frieren. Aber Not macht erfinderisch. Als es wieder stürmte und wir froren, zogen wir uns Pfosten und Scheibtruhen hinein, zertrümmerten sie und machten uns warm. Mit der Zeit ging es aber den Kommandanten ab und er stellte einen Kirgisen als Nachtwächter auf. Da konnten wir nichts mehr machen, den einen hätte man wohl nicht gefürchtet, aber wenn was

vorfiel, machte er einen Pfiff und von allen Seiten kamen die Kirgisen auf ihren Pferden angesprengt, mit dem Messer an der Seite, das keinem fehlte.

Was wollte man da anfangen, gegen ein solches Wüstengesindel. Wir arbeiteten wieder weiter bis 15. Dezember. Dann war wieder Rast und Fassung. Aber schon so wenig Fassung, zum erhuntern. Das nützten die Kirgisen aus. Jeder hatte doch mehrere Pferde und war doch im Sommer hie und da ein Grasbüschel zu sehen und nur durch die weite Ebene das Fortkommen der Rinder so halbwegs ermöglicht wurde. Aber jetzt im Winter hatten sie gar nichts und eines nach dem anderen fiel um, das Fleisch war blau, durch und durch. Aber doch vom Hunger getrieben, vertauschte man, was man entbehren konnte, für solches Fleisch, denn der Hunger tut weh. Sie nahmen auch mit allem vorlieb. Wenn es auch nur ein Fetzen von Wäsche war. Überhaupt auf das Silbergeld gingen sie los. Das brauchten sie für ihre Weiber.

Jeder Kirgise hatte 2 oder 3 Frauen, die waren so eingehüllt und eingemummt, bis auf Mund und Nase, wie bei uns die Klosterschwestern. Der lange Haarzopf, der fast bis zu den Knien reichte, der war geschmückt mit lauter Silbergeld.

Die Kirgisen sind so eifersüchtig auf ihre Weiber, dürfen kaum aus ihren Hütten heraus. Wollte eine Frau heraus, oder in ein anderes Erdloch gehen, bekamen sie 2 Begleitpersonen mit. Das war schon so der Brauch bei den

Kirgisien. Denn wegen uns brauchten sie keine Angst haben, denn in unseren Verhältnissen dachten wir nicht an solches Vergnügen. Überhaupt so angezogen, so voll Fetzen, dass sie sich kaum rühren konnten. Und die Läuse, die sie hatten, die krochen herum wie die Weizenkörner so groß. Steckten auch uns wieder an, als sie zum Tauschen in unsere Baracken kamen. War auch kein Wunder bei solchen Menschen. Die trugen ihre Fetzen solange am Leib, bis sie herunterfielen.

Mit lauter Hungern und Tauschen gingen uns die halbwegs entbehrlichen Sachen aus.

Der Gedanke ans Durchgehen gewann immer mehr Oberhand. Wenn es nur nicht so schwierig gewesen wäre bei den großen Stürmen. Überrascht einem der Sturm, muss man sich glatt auf die Erde legen, und kanns einem passieren, wie es schon 50 und mehr Kameraden passiert ist, dass sie sich zusammenlegten und erfroren bis man sie fand. So kam es, dass uns keine Lebensmittel erreichten, da dir Stürme zu heftig waren und nichts zugeführt werden konnte. Es war nur eine Nachlässigkeit der Bahnbaugesellschaft. Es sollte im Sommer vorgesorgt werden. Auf sich selbst schauten sie schon die Höheren. Die waren schon versorgt für den Winter, aber für die armen Gefangenen, für die war gleich alles gut.

So kam der 22., da war wieder Rast und Fassung. Montag und Dienstag wurde wieder gearbeitet.

So kam das vierte Weihnachtsfest in der Gefangenschaft 1918

Es waren die traurigsten meiner ganzen Gefangenschaft.

Keinen Tabak zum Rauchen, damit wir unsere traurige Stimmung hätten vertreiben können. Draußen ein heftiger Sturm, kein Holz zum Heizen, die Baracke war voll Reim von unserer Ausdünstung. Kein Licht, denn wir fassten nur hie und da ein kleines Stückerk Kerze, wovon kaum 2 sahen, wir aber waren 20 drinnen. Hatten uns öfter von den Kirgisien Inslich (Schaffett) eingetauscht, gaben wir in eine Blechbüchse und einen Docht hinein. Das war oft unser Licht. Der Gestank, den es verbreitete, war kaum auszuhalten. Und soviel Rauch in der Baracke, dass alles schwarz wurde. Wir selbst sahen aus wie die Rauchfangkehrer.

Aber an diesem Abend war uns alles versagt. Sonst saßen wir auf einem Häuflein zusammen, mitten das Licht, um sich zu wärmen wie die Schweine und unsere traurige Wirklichkeit zu besprechen, denn vom Schlafen war bei dieser Kälte keine Rede.

Aber am heutigen Abend mussten wir im Finstern auf einem Häuflein zusammensitzen. Still und stumm. Jeder dachte mit tränenden Augen an die Heimat und an seine Lieben zu Hause und fragte sich, ob er sich eine solches Leben verdient hat. Könnten wir doch zu Hause bei den

Schweinen schlafen, dort hätten wir trockenes Stroh zum Liegen, da hat man den kalten Erboden.

Unsere Verköstigung zu den Feuertagen war ein kleines Stück Schaffleisch, was nur Haut und Bein war. Und ein kleines Stück Brot auf einmal essen.

Freitag und Samstag wurde wieder gearbeitet. Sonntag wieder Rast und Fassung. Das war das Eine, dass man den Sonntag herbeisehnte. Sonst hatte man nichts Gutes. Die eiskalte Baracke, da war es auf der Strecke besser, bei der Arbeit konnte man sich besser erwärmen. Am Montag kam ein Schlitten gefahren durch die Wüste, mit Kleidungsstücken. Es war nur ein Päcklein zusammengeflicktes Zeug. Rock und Hose, die es sehr dringend brauchten, bekamen was. Ich bekam einen Rock, da ich auch keinen Pelz hatte und meistens mit dem Tischler in der Tischlerei arbeitete, auch in einer kalten Erdbaracke.

Handschuhe und etliche Paar Filzstiefel waren auch dabei. Das war für etliche, wir aber waren doch 50 Mann.

Das war nur soviel, dass es einen Namen hatte. Das schlechte Zeug war bald wieder kaputt.

Machte neben meiner Arbeit 15 Paar Holzstiefel, nach innen Schafhaarfilz und außen überzog ich sie mir roher Kuhhaut. Die Haare nach außen, schauten aus wie die

Kamele, aber besser waren sie doch als die Schuhe.

Dienstag und Mittwoch wieder ein furchtbarer Sturm, dass wir gar nicht hinaus konnten. Es wehte uns ganz ein in den Baracken. Hätten wir kein Fenster gehabt zum Hinauskriechen, hätten wir uns gar nicht ausschaufeln können. Denn vom Eingang in die Hütte gingen Stufen hinunter, wie bei einem Keller.

Hatten gar nichts zum Einheizen, auch nicht zum Essen. Eine Kälte zum Erfrieren. Meine zwei Kollegen, Anmasser, Stockinger und ich, legten uns auf ein Häufchen, unsere Sachen die wir noch hatten, legten wir über uns und verbrachten so die 2 Tage des heftigen Sturmes.

Konnten kaum unsere Notdurft verrichten, weil die Latrine 20 Schritte weg war und wir kaum hinaus konnten.

Man hatte freilich nicht viel im Magen. Manchmal musste es doch sein. Für mich mit meinem Leiden war es furchtbar. Bückte ich mich, so kamen die Hämorrhoiden heraus. So groß wie den Hühnern der Eierstock. Brachen auf, dass das Blut nach allen Seiten spritze. Ging nicht selbst zurück in den Mastdarm, musste man nachhelfen, sonst hörten sie nicht auf zu bluten.

So verging das Alte Jahr

1919

Es war der 22. Jänner 1919!

Der Sturm ließ wieder etwas nach und wir dachten wieder an unseren Abmarsch. Kam der Kommandant in unsere Hütte und sagte, er will uns etwas Stoff mitgeben, dass wir uns bei den Kirgisen Lebensmittel eintauschen könnten, wenn es uns schlecht geht. Waren wir froh darüber. Er teilte ein Stück unter uns, kam einer auf einen halben Avschin, das heißt bei uns Meter. Nun waren wir bei der Nacht auf den Gedanken gekommen, die Schuhe derjenigen, die nicht viel Schutz gegen die Kälte boten, mit dem Filz, mit dem unsere Liegestatt ausgelegt war und wie leichter Kotzen war, zu überziehen. Fragten nicht weiter und machten uns an die Arbeit, damit die Kälte leichter zu ertragen war. Die Holzstiefel hatten, waren mehr geschützt. Aber das Gehen war schlecht bei soviel Schnee. Man tröstete sich mit dem Gedanken, wenn uns nur nicht friert. Denn wir hatten zirka 50 Grad Kälte.

Unser Zusammenrichten dauerte 2 Tage. Kam uns der Kommandant drauf, dass der Filz verschwunden war. Er fragte danach und wir sagten ihm, sollen wir mit den Sommerschuhen den Weg machen? Was kann er machen.

Der Mensch war ohnehin so erfroren. Wenn er nur von

seinem Quartier zu unsere Hütten ging. Er ließ es uns nicht merken und sagte wenn er zu uns kam „heute ist es wärmer“, auch wenn ihm dabei die Zähne schepperten. Wir scherten uns nicht weiter um seine Fragen, denn jeder Mensch schaut auf die Gesundheit, soweit es ihm möglich gemacht wird.

Es war Montag, als uns unser 50 Mann marschbereit waren. Der Sturm ließ nach und 40 Mann gingen weg. Die anderen 10 warteten, wo auch ich und meine 2 Kollegen waren, beschlossen am Dienstag zu gehen und sagten zu den anderen, wir werden schon nachkommen. Und richteten uns für den nächsten Tag. Besprachen am Abend so Manches, bis wir uns zur Ruhe begaben.

Da kamen schon wieder welche zurück, die in der Früh fort sind, ganz erschöpft und matt. Baten uns, wir sollen die Strecke nachgehen, die sie gegangen waren, um die zurückzubringen, die liegen geblieben sind. 15 haben es gewagt und sind weitergegangen. Aber ob sie im Stande waren, die 40 Wärs zu gehen, bis zur nächsten Station, das war fraglich.

Wir leisteten nun den liegengebliebenen Kameraden Hilfe, auf die sie bei der großen Kälte schon sehnüchtig warteten.

Brachten alles zurück, und als alles besorgt war, gingen wir zum Kommandanten, und sagten ihm, dass es ganz

unmöglich wäre, fortzukommen, indem wir doch alle unterernährt und entkräftet sind. Er solle uns ein Fuhrwerk besorgen, damit doch unsere Sachen befördert würden. Wenn es auch nicht viel war, das wir zu tragen hatten, wenn man halt ganz leer gehen kann, ist es schon viel leichter. Er wolle sich bei den Kirgisen umschauen um ein Pferdefuhrwerk. Aber am nächsten Tag waren wieder die Stürme, dass man nicht daran denken konnte. Es vergingen 3 Tage, der Hunger quälte uns fürchterlich. Hatten nichts zu essen. Sollte man das aufessen, was für den Marsch bestimmt war? Und die Stürme zum Ersticken.

Wir mussten essen und möchte es kommen wie es wolle.

Der 4. Tag war genauso wie die anderen Tage. Ging ich und meine 2 Kollegen vor die Hütte um frische Luft zu schöpfen, da im Inneren ein fürchterlicher Gestank war, da sich niemand ins Freie wagen konnte. Sahen wir bei der Hütte, wo die Bäckerei war, ein Pferd stehen von den Kirgisen.

Sagten zueinander, wenn das am Abend noch dasteht, das gehört uns. Es war ein verirrtes, weil sie im Winter in der Wüste bei den Kirgisen nichts zu fressen bekommen. So laufen sie umher. Und wenn sich ein einzelnes verirrt, geht es solange gegen den Wind, bis es jemand antrifft.

Sobald die Stürme nachlassen, dann gehen die Kirgisen auf die Suche nach denselben. Als es Abend wurde, stand es

noch immer auf dem gleichen Fleck. Brauchten auch keine Angst haben, dass es die Kirgisen suchen, da der Sturm noch fürchterlich ging. Nun machten wir ernst. Besorgten uns das Inslichlicht. Waren unser 5 Mann beisammen. Zogen das Pferd über die Stiegen hinunter. War ein gelernter Fleischhauer unter uns, der versetzte ihm einen Schlag auf den Kopf und stach es gleich ab.

Ein Mann leuchtete mit dem Inslichlicht und die anderen vier halfen zusammen und zogen dem Pferd die Haut herunter.

In einer kaum halben Stunde war alles vorüber, war alles zerteilt in Portionen und Trümmer. Niemand hatte eine Ahnung von unserem nächtlichen Treiben und wir fünf waren so herzlich froh, dass uns alles so glückte dabei. Und wir doch wieder zu essen bekommen. Füße und Eingeweide vergruben wir im Schnee und das Fleisch versteckten wir.

War nur mehr die eine Frage zu lösen, wie das Fleisch behandeln? Kochen wir es, so friert es uns am Weg zusammen, wenn wir am Transport sind. Fiel einem ein, tun wir's am Spieß braten, das hält sich gut. Aber wo Holz hernehmen? Hielten wir bei der zusammengestürzten Hütte Nachschau und fanden wirklich noch eines und machten gleich Feuer im Ofen unserer Hütte.

Einen Teil vom Fleisch hing man mit einem Draht in den

Rauchfang. Das andere gaben wir zum Feuer zum Spießbraten, was uns sehr gut gelang. In kurzer Zeit war alles besorgt und wir waren voll Freude. Konnten wir doch wieder unseren Hunger stillen. Brot hatten wir freilich keines.

So vergingen die Tage, die Stürme hörten mehr auf und man konnte an ein Weiterkommen denken.

Der Kommandant bekümmerte sich um ein Fuhrwerk, die wohl keine Freude hatten bei diesem Witterungswechsel. Wurde einer bestimmt für den 28. Jänner mit einem Schlitten und 2 Kameraden. Kam aber niemand zum Vorschein. Sagten wir, die lassen uns aufsitzen, wollen wahrscheinlich Silbergeld oder Stoff dafür. Die können aber so auch fahren, wussten ohnehin nichts vom Krieg.

Ein Partieführer von uns erklärte, er kann ein wenig kirgisisch reden, sollen 2 Mann von uns mitgehen. Gab uns 2 Gewehre und gingen zu den Kirgisen wegen dem bestellten Fuhrwerk. Er sah, dass sie ganz baff waren beim Anblick der Gewehre und sagte, sie sollen lieber fahren, denn uns ist nicht mehr zu trauen. Die fangen gleich zum Schießen an. Sagten gleich, dass sie fahren werden. Das Fuhrwerk wird morgen früh bei den Hütten sein.

Die Drei kamen zurück und wir warteten auf den nächsten Tag. Kochten uns wieder Wasser zum Tee ohne Zucker, da wir keinen hatten. Um 7 Uhr waren wir marschbereit. War

aber noch immer kein Fuhrwerk zu sehen.

Packte uns der Zorn, was sollen wir mit dem Gesindel anfangen? Nahmen nochmals die Gewehre und gingen schnellen Schrittes nach dem Kirgisendorf. Kamen aber nicht ganz hin, kam uns schon ein Kirgise mit Schlitten mit 2 Kamelen entgegen. Die hätten uns sicher nochmals aufsitzen lassen. Gingen dann mit ihnen bis zu unseren Hütten, wo er dann den Kommandanten fragte, wie weit er mit uns fahren müsse? . Er sagte, bis zur nächsten Station, das sind 40 Wärs. Der Kirgise ärgerte sich darüber, musste sich aber doch fügen. Wir gaben unsere Sachen auf den Schlitten, auch 2 Schaufeln nahmen wir dazu, sollte es uns einwehen, dass wir uns doch helfen können. Vor der Kälte musste sich jeder selbst schützen. Wer einen Pelz hatte, für den war es leicht. Hatten wenige das Glück. Ich zog meine Holzstiefel an, dass ich es doch in den Füßen warm hatte.

Endlich zogen wir ab von dieser Gegend des Hungers und Elend. Hoffentlich war es ein Abschied auf „Nimmer Wiedersehen“.

Was wird noch alles kommen, bis wir unser Ziel erreichen. Der Kirgise ging mit verdrossenem Gesicht vor den Kamelen fort. Und wir gingen hinten nach.

Kaum waren wir 5 Wärs weg von unseren Hütten, wollte ein Kamel nicht mehr gehen. Der Kirgis scherte sich nicht darum, er wäre froh gewesen, umkehren zu können. Er

stand ein Stück weg und schaute. Wir sagten ihm, er solle herkommen und trachten, dass wir weiterkommen. Er zeigte, es geht nicht, das Vieh mag nicht. Wir sollen unsere Sachen herunternehmen und gehen. Kam uns der Zorn, nahm einer eine Schaufel herunter und klopfte dem Kamel eine in die Rippen, es half noch nicht. Andere schoben beim Schlitten an. Da legte sich das Vieh gar zu Boden. Da nahmen wir vor Zorn noch einmal die Schaufel und hauten hin, dass der Stiel abbrach. Alles nützte nichts. Und der Kirgis stand dabei und machte keine Miene zum Antreiben.

Da wandte sich unser Zorn gegen ihn. Drohten ihm, wir werden ihn erschlagen, wenn er nicht Mode macht.

Kam ihm doch die Abscheu vor so vielen. Er brachte das Tier zum Stehen und dann wieder zum Gehen.

Drohten ihm, wenn er es wieder macht, erschlagen wir ihn gleich, uns ist es alles eins.

Nun ging es so stückweise vor, es war wirklich ein störrisches Tier und blieb oft stehen.

Sollten an einem Tag 40 Wärs zurücklegen, um zur nächsten Station zu kommen. Kamen aber am 1. Tag nur 20 Wärs. Auf einem Feld durften wir nicht übernachten, wäre für uns alles der sichere Tod gewesen und es wurde bereits finster. Fuhren wir in ein Kirgisendorf hinein, die sollen uns übernachten. Weigerten sich, denn umsonst

wollten sie nicht. Da war ein Wiener unter uns, der schon etwas kirgisisch konnte, der sagte, die Bahnbaugesellschaft wird es schon bezahlen. Er will einen Zettel schreiben, den sollen sie vorweisen. Das war ihnen recht. Er schrieb aber drauf, dass sie sich mit diesem Zettel den Hintern putzen können.

Aber lesen konnten sie ihn nicht, so waren sie zufrieden dass Worte draufstanden. Und behielten uns über Nacht. Zu fünf und fünf teilten wir uns auf die Hütten auf. Man wusste nicht, wo man sich ein Platzerl suchen sollte. Denn die Bewohner lagen selbst auf einem Häuflein beisammen. Die Läuse besuchten uns, dass wir froh waren als es Früh wurde. Und da wollten sie noch Bezahlung?

Bekamen wir nichts vom Bahnbau für unsere Arbeiten. Und erst die für das elende Nachtquartier.

Für das Teewasser, was wir in der Früh bekamen, mussten wir ihnen was geben.

Dann machten wir uns wieder marschbereit, mit dem freundlichen Kirgisen und dem störrischen Kamel.

Machten wieder 10 Wärs und kamen zu einer Baracke. Bekam man wenigstens zu essen. Viel hatten sie selbst nicht. Übernachteten dort und am nächsten Tag war der 31. Jänner. Ging es wieder weiter im gleichen Ton. Ich mit meinen Holzstiefeln, wo ich mich schon schwer ging.

Legten einige Wärs zurück, wollten die Kamele nicht mehr, samt dem Kirgisen, dem es schon viel zu lange dauerte, bis er sein Ziel zurückgelegt hat.

Aber es half ihm nichts, wir traten gleich ganz energisch auf, nahmen wieder die Schaufel zur Hand, schoben an bei dem Schlitten, nun gings und wir machten doch noch 10 Wärs und kamen auf eine Hauptstation.

Dort fanden wir bessere Verpflegung vor. Die hatten besser für den Winter vorgesorgt als unser Kommandant. Trafen dort einige, die nicht auf uns gewartet haben und alleine gegangen sind. Die hatten sich die Füße so erfroren, mussten bis zum Frühjahr dort bleiben, konnten uns nicht begleiten. War auch der Tischler dabei, mit dem ich gearbeitet habe. Da verblieben wir über Nacht. In der Früh Teewasser und dann Menage. Es war der 1. Feber. Für den 2. Feber bekamen wir Menage mit.

Um 11 Uhr war der Abmarsch, noch mit dem gleichen Kirgis und seinen Kamelen. Machten wieder 12 Wärs. Dann übernachteten wir. Um 7 Uhr marschierten wir wieder weg und machten 22 Wärs.

Einige konnten fast nicht mehr. Setzten sich zeitweise auf den Schlitten, lang durften sie aber nicht wegen dem Erfrieren. Man musste sie mitbringen, da gab es kein Erbarmen.

Um 3 Uhr nachmittags kamen wir wieder auf einem größeren Punkt an. Da sah es schon mehr einer Station gleich. Waren schon die Telephonstangen. Es war schon Telephonverbindung mit der Stadt, die unser Reiseziel war. Bekamen Menage und blieben über Nacht. Legten uns zur Ruh, wo ein Platzerl war. Es waren lauter Unsrigs dort beschäftigt, die auch über dem Winter blieben, da es auf diesem Punkt nicht so schlecht war mit der Verpflegung.

Hier wurde auch unser erster Fuhrmann entlassen. Konnte er den weiten Weg allein machen mit seinen Kamelen. Uns wurde vom Kommandanten ein frisches Fuhrwerk beigestellt. Wollten in der Früh fort, kam ein solcher Sturm, den wir abwarten mussten.

Den 4. Feber in der Früh ging es mit frischen Kamelen weg. Der Wind hatte sich gelegt, aber alles so verweht und verschneit. Man sah keine Karawanenstraße. Mussten uns nach den Telephonstangen richten, dass wir nicht verfehlten.

Legten 24 Wärs zurück und kamen abends wieder auf eine Station. Am Weg sah man nichts als die öde Wüste und die Kirgisenhütten. Das Vieh, Schafe, Pferde, Kamele und Kühe rannten herum, um sich aus den Schneemassen das Futter herauszuscharren. Fanden auch nur wenig, weil nur selten ein Hälmlein heraussah. Waren zum Erbarmen die armen Vieher. Obwohl wir auch nicht besser dran waren.

Am Wege sah man hie und da ein frisches Gerippe lieben. Waren wahrscheinlich verhungert oder erfroren. Und haben dann die Raubvögel, die Bären und Wölfe auch ihren Hunger stillen können.

Bekamen auf der Station ein wenig zu essen. Um 5 Uhr in der Früh waren wir schon wieder bereit. Musste uns der Kommandant wieder frisches Fuhrwerk besorgen. Kamen um 10 Uhr zum Abmarsch, mit 2 Kamelen, die sich gleich störrisch zeigten. Machten ungefähr 4 Wärs, kehrten um und meldeten uns beim Kommandanten. Und da ihm auch 2 Pferde zur Verfügung standen, so mussten die her, anstatt den Kamelen. Ging um 12 Uhr mittags fort und machten bis am Abend noch 30 Wärs. Auf halbem Weg holte uns der Schlitten schon ein. Setzten sich 2 Mann auf, die nicht mehr weiter konnten. Auch wir kamen ganz entkräftet und matt an. Bekamen das Nötige zu essen und mussten in einer Tischlerei übernachten, wo schon lange niemand gearbeitet hat und schon alles eingefroren war. Es war furchtbar in dieser Kälte. Man konnte keine Ruhe finden. Dort verblieben wir 2 Nächte und 1 Tag, um uns etwas zu stärken für den Weitermarsch. Zu essen bekamen wir das Nötigste.

Am 7. Februar in der Früh wieder marschbereit. Fuhren mit 2 frischen Kamelen weg. Machten wir 10 Wärs. Konnte ein Kamel nicht mehr. War es krank, oder war es Schwäche, wusste man nicht. Der Kirgis mühte sich ab es fortzubringen. Aber es sah aus zum Verenden. Er stach es nieder, obwohl ihm leid war drum. Konnten wir ihm auch

nicht helfen. Das Vieh war erlöst. Wer wird auf uns noch warten? Wenn es lange noch dauert, wird es uns auch so gehen. Mussten jetzt alles auf einen Schlitten laden und mit dem einen Kamel weiterfahren.

Eine Zeitlang ging es ganz gut. Dann wurde es dem einen auch zuviel und wollte nicht mehr weiter. Was wollen wir machen? Hatten noch weit zu gehen. Der Abend vor uns. In der freien Wüste übernachten? Bei unserem Kleidermangel und Unterernährung? Das wäre für uns der sichere Tod. Und mit dem Mute der Verzweiflung wechselten wir ab und schoben den Schlitten fort. Machten den ganzen Tag 22 Wärs und kamen um 10 Uhr nachts auf unserem Ziel an. Kochten uns einen Tee und lagen dann wie halb tot umeinander, vor lauter Schwäche und Entkräftung. Vom Schlafen keine Rede vor Kälte.

So verging die Nacht und es wurde der 8. Feber. Wir waren wieder reisefertig. Bekamen wieder frische Kamele, die sich gleich anfangs gut zeigten und wir machten 24 Wärs bis zum Abend. Zu sehen war wieder nichts als die öde Wüste, die gleiche Gegend und das hungernde Vieh. Abends bekamen wir gleich zu essen und begaben uns zur Ruhe.

Am 9. Feber früh wieder reisefertig. Marschierten wieder ab mit den gleichen Kamelen und machten bis abends wieder 30 Wärs. Müde und matt mussten wir in einer kalten Baracke übernachten, ohne einen Bissen Essen zu bekommen. So manche konnten nicht mehr stehen vor

Schwäche.

Legte man sich auf den eiskalten Erdboden, war vom Schlafen keine Rede. In welch trauriger Verfassung wir schon waren, das ließe sich von keiner Feder schildern, das muss man erlebt haben.

So verging die Nacht und in der Früh bekamen wir erst zu essen. Wo wir uns dann ausruhten bis 11 Feber.

Um 8 Uhr früh wegmarschiert. Hatten wieder frische, gute Kamele, gingen den ganzen Tag bis in die Nacht hinein. Wir legten 40 Wärs zurück. Konnte kaum mehr einer auf den Füßen stehen vor Mattigkeit. Bekamen wieder keine Menage und legten uns um 12 Uhr nachts zur Ruh. Im gleichen Sinn wie die anderen Nächte und die gleiche Kälte.

In der Früh bekamen wir erst das Nötige zum Essen und machten uns wieder reisefertig.

War der 12. Feber. Um 10 Uhr ging es wieder mit frischen Kamelen fort, im gleichen Ton wie die anderen Tage. Waren schon ganz trostlos, da man nicht wusste. Wie weit unser Ziel noch entfernt ist. Die Kälte war immer zwischen 40 und 50 Grad. Die Holzstiefel erschwerten einem noch mehr das Gehen. Vielen hängten schon die Fetzen von den Stiefeln und von den Schuhen. Einige sagten schon, wir bleiben auf der Stelle liegen und erfrieren, wenigstens hat

unsere Qual ein Ende. Tröstete doch einer den anderen. Vielleicht können wir uns doch überwinden und kommen doch noch an unser Ziel. Mit dieser Tröstung ging es doch wieder weiter. Dann sahen wir von weitem ein Dorf mit Häusern. Waren glücklich, endlich einmal was anderes zu sehen. Aber es dauerte lange bis wir hinkamen. Mussten diesen Tag 26 Wärs zurücklegen.

Es war ein Kosakendorf. Kamen uns schon entgegengeritten wegen unserer Papiere und um uns nach unserem Woher und Wohin zu befragen. Als wir das näher erklärten, waren sie ganz baff über unsere Erlebnisse. Hatten Mitleid mit uns, gingen mit uns durch die Straßen und verteilten uns 2 und 3 Mann in die Häuser. Wurden uns gleich wärmere Liegestätten angeboten.

Bekamen auch gleich Tee und Brot, da sie uns den Hunger von den Augen ablesen konnten. Da konnte man sich doch besser ausruhen als in der Kälte.

Morgens machten wir uns wieder reisefertig. Gingen zuerst durch die Straßen. Es waren auch ganz schöne Häuser dort, denn die Kosaken hatten es viel besser als die Russen, da sie die Leibgarde waren bei der Zarenregierung.

Bettelten uns Brot für die Weiterreise, was sie uns auch gerne gaben. Verließen dann das Dorf und es nahm uns gleich wieder die öde Wüste auf. Marschierten eine Weile, fing ein heftiger Sturm an, wir wussten nicht wohin,

zurück war es zu weit. Der Kirgise der uns führte, deutete nur vorwärts, folgten ihm wieder. Er wird es schon wissen. Auch er hatte Angst vor dem Sturm.

Machten doch 7 Wärs und kamen zu drei Kirgisenhütten. Flüchteten gleich hinein. Die waren ganz bös über uns. Aber was wollten sie machen, wenn wir schon drinnen sind.

Mussten unsere Sachen gut versichern, denn die nahmen was sie erwischen konnten. Am besten war, man setzte sich drauf, denn zum Liegen war so kein Platz. Teewasser bekamen wir nur gegen Bezahlung. Ausschaute es dort, soviel Schmutz und Dreck, so auch die Bewohner. Pferdefleisch lag herum, auch in dem selben Zustand. Verging doch die Nacht und wir waren froh wieder loszukommen.

Am 14. Feber in der Früh ging es wieder weiter, obwohl noch ein Sturm ging. Wurden wieder ganz trostlos. Da man wieder nichts sah als Himmel und Erde und unser Ziel nicht näher kommen wollte. Mit lauter Trösten ging es doch wieder vorwärts.

Endlich sahen wir von weiten die Umrisse einer größeren Ortschaft. Je näher wir kamen, desto deutlicher sahen wir es.

Und mit letzter Anspannung unserer Kräfte kamen wir

doch endlich hin und es war unser erstes Ziel

Die Vorstadt von Semipaladinsk!

Hatten den letzten Tag 17 Wärs zurückgelegt und wurden bei unserer Ankunft in die Häuser einquartiert. Waren herzlich froh, einmal los zu sein von dieser traurigen Wüste. Hofften doch nicht mehr hineingesteckt zu werden.

Wieviel Leid wird uns noch harren bis unsere Erlösung kommt?

Mit diesem Gedanken beschäftigt verging die Nacht.

Es waren Unsige dort beschäftigt, die von unserer Ankunft hörten und uns abends besuchten, da sie neugierig waren, wie es uns immer gegangen ist. Tauschten unsere traurigen Verhältnisse und Leiden gegenseitig aus.

Erzählten uns, dass wir auch hier nichts Gutes erleben werden, indem die Serben und die Tschechen das Kommando haben.

Die keinen Gefangenen verschonen, der halbwegs gehen kann wird zur Arbeit gezwungen, da die Leute zu wenig sind. So erfuhren wir die traurigen Ereignisse, die der Bürgerkrieg mit sich brachte und was uns noch alles zu erwarten haben. Machten uns fürs Erste nicht all zuviel draus, denn so ein trostloses Leben wie in der Wüste war

es doch nicht.

Erzählten uns von den Leiden der Gefangenen durch die Tschechen. Viele brachten sie ums Leben, um ihre Rache gegen die Österreicher und Deutschen zu stillen.

Wir hatten im Lager von Omsk auch viel erlebt von den Tschechen, bevor wir in die Wüste kamen. Aber so schlecht waren sie doch noch nicht. Sagten, tun wir halt mit solange es geht, dann hört es sich von selbst auf. Waren der Meinung, uns im Lager etwas erholen zu können von unseren Strapazen. Aber als sie sagten, dass alles aus dem Lager muss, was halbwegs gehen konnte, da hatten wir keine Hoffnung mehr auf Erholung.

Alles muss arbeiten. Zum Train werden sie verwendet, müssen an die Front fahren, solange bis sie nicht mehr können. Werden oft erschossen, oder müssen erfrieren. Dann heißt es wieder Schützengraben machen an der Front. Andere wieder Kommando reinigen. Pferdewärter, auch in die Spitäler als Sanitäter zu den Verwundeten und Typhuskranken. Auch Cholerakranke gab es in den Spitäler.

Die hatten uns ein trauriges Bild aufgerollt, was unsere schwermütige Stimmung noch verdüsterte und keinen Schlaf in uns aufkommen ließ. Unter diesen Gedanken verging doch die Nacht.

In der Früh bekamen wir Teewasser, nahmen Abschied von denen die dort beschäftigt waren und gingen noch vormittags über den Fluss Irtysch. Der war so stark zugefroren, dass sie mit den Pferden hin und her fuhren. Sogar eine Feldbahn war angelegt darüber, die an die Front ging, gegen den russischen Parteikampf, welcher die Folge des Bürgerkrieges wurde.

Nun kamen wir in die eigentliche Stadt Semipaladinsk.

Da konnten wir schon ein Bild von den Tschechen und Serben betrachten, wie die es trieben. Kavallerie mit Säbel und Gewehren, die Knute in der Hand, ritten herum, wo auch wir gleich unseren Teil bekamen, als wir zum Lager marschierten. Die Infanterie machte es auch nicht anders.

Russen sah man wenige dabei, die waren nicht so grauslich auf die Gefangenen. Nur Tschechen, Serben und Tataren hatten das Recht in der Stadt und außerhalb. Die Bewacher der Stadt waren Kirgisen und Tataren, die aber auch kirgisischer Abstammung waren. Waren zivilisierter. Konnten besser rechnen und schreiben. Sahen schon ganz anders aus als die Wüstenbewohner.

Die Stadt, eine Handelsstadt, da sie die erste nach der Wüste war, mit einem Hafen. So dass auch Schiffsverkehr war im Sommer. Wurde alles hergeliefert von Turkestan. Wo auch die Weinberln und Zibeben und gedörrtes Obst hergeliefert wurde. Alles was für die Wüste gebraucht

wurde. Wurde dann alles überladen auf die Bahnen. Sogar das Salz, was in der Wüste gewonnen wurde, wurde von hier weiter versendet.

Im Lager Semipaladinsk!

Bei unserer Ankunft im Lager sah man auch wieder das schreckliche Kommando das hier herrschte.

Es war ganz überfüllt mit Arbeitsunfähigen. Die schon am längsten hier waren, jammerten über Hunger und Elend. Kein Lebenszeichen von der Heimat, manche hatten überhaupt noch keine Zeile seit ihrer Gefangennahme.

Die waren wirklich zu erbarmen, diese armen Leidensgenossen. Das war doch bei mir nicht der Fall. Doch hatte ich auch das letzte Schreiben vor 14 Monaten erhalten und es mir auch schwer fiel, solange nichts von der Heimat zu wissen. Man kann doch das Leiden besser ertragen. Sonst müsste man ja beinahe verzweifeln. Man las doch wieder die alten Zeilen und es wurde einem leichter ums Herz.

Wurden nun auch in den Baracken untergebracht. Mussten aber unter den verseuchten Pritschen liegen, da sonst kein Platz war. Der Fußboden war voll Schmutz, wie die lungenkranken ausspuckten.

Voll Läuse und Wanzen, so musste man herumkriechen,

bis man ein Platzerl fand. Da sah man erst die traurige Wirklichkeit, wie es uns beim Ankommen die Kameraden schilderten. Es war ein trauriges Lagerleben.

Wir verbrachten dort 1 Tag und 2 Nächte. Dann kam der nächste Transport aus der Wüste nach. Die auf einem anderen Punkt arbeiteten. Fand ich 2 Kollegen von mir, waren mitsammen in die Wüste gekommen und dort bei der Aufteilung getrennt worden. Hoffman von Viehofen und Langtaler von Wieselburg. Hoffman war krank und hatte Skorbut. Was eine sibirische Krankheit war und viele Krüppel wurden dadurch. Es kommt von der Unterernährung. Viele gingen ganz drauf dabei, wenn nicht geholfen wurde. Es wird von den Knochen das Mark zu Wasser. Nur durch Essig, saure Bohnen und Erbsen kann da geholfen werden. Mein Kollege kam ins Spital, wurde ihm geholfen, aber Invalide blieb er.

Wir, die beim ersten Transport aus der Wüste dabei waren, kamen in ein Zivilhaus. Waren froh. Trafen dort eine andere Ordnung vor als im Lager. Dort verblieben wir bis zum 20 Feber, war mein Geburtstag. Unsere Erholungszeit war bald beendet.

Hieß es, wir müssen auf Transport gehen, auf Arbeit, der fähig ist dazu. Von uns, die wir 50 Mann zählten, als wir von der Wüste kamen, waren uns 41, die halbwegs fähig waren zum Arbeiten. Die anderen im Spital, einige schon an Typhus gestorben.

Wir kamen auch auf Arbeit, wohin wussten wir nicht. Wurde geredet, zum Verpflegungstrain. Uns war es eigentlich gleich. Die Hauptsache war uns, um Essen zu bekommen, dass wir durchhalten. Denn ans Nachhausefahren gab es keinen Gedanken.

Nun wurden wir 41 zusammengenommen, wo ich, Anmasser und Stockinger fest zusammenhielten. Wollten uns nur krankheitshalber trennen lassen, sonst nicht.

Gesund war wohl keiner mehr, aber wer kann sich helfen gegen den Zwang der Tschechen. Kamen auf ein Kommando, fassten dort Pelz und Filzstiefel aus, waren wir wieder der Meinung, jetzt geht es an die Front.

Mit 8 Posten marschierten wir bei fürchterlichem Schneegestöber hinaus aus der Stadt, auf den Bahnhof.

Derselbe war ca. 2 Wärs außerhalb der Stadt. , damit er vergrößert werden kann, wenn von der Wüste her die Bahn fertig ist. Und dass die Stadt auch nicht gehindert war im Ausbau. Waren ohnehin schon Bauten angelegt bis zum Bahnhof, der noch fast neu war, erst im Jahre 1915 angelegt von unseren Gefangenen, wie uns später solche mitteilten, die beschäftigt waren dabei.

Damals waren ca. 70tausend Einwohner in der Stadt. Nun nach 4 Jahren war es uns bestimmt, dort weiter zu arbeiten, wo unsere armen Leidensgenossen angefangen hatten.

Wurden in 2 Viehwaggons einquartiert, Da war alles voll Mist und Morast. Mussten uns gründlich reinigen. Dann besorgten wir uns einen Blechofen. Kohlen und Holz gab es auf der Station. Das musste man sich stehlen. Man durfte sich halt nicht erwischen lassen. Dann schleppten wir uns Bretter her, dass wir uns Pritschen machen konnten und richteten uns ganz wohnlich ein. 2 Tage mussten wir heizen. Dann war alles gerichtet für unsere ferneren Bedürfnisse. Wurde uns gesagt, dass wir hier bleiben auf unraische Arbeiten. Müssen Waggon ausladen und einladen. Und die Menage bekommen wir vom Unra ausgefasst.

Mussten wir noch einen Waggon zu einer Küche einrichten, dass wir kochen konnten. Nach weiteren 2 Tagen kamen schon Waggons an, mit Mehl und anderen Lebensmittel, Geschütze und Munition für die Front.

Heu, Stroh, Hafer alles fürs Unra. Hatten manchen Tags bis zu 30 Waggons auszuladen und viele zum Überladen. Da musste man oft Tag und Nacht arbeiten. Da gab es keine Zeit mehr für unsere Hoffnungslosen Gedanken. Und streng waren sie mit uns, durften den Bahnhof nicht verlassen. Denn die Patrouillen ritten umeinander. Sauste so manchmal die Knute über unseren Kopf, oder wo sie halt hintrafen in ihrer Bosheit. Wir mussten oft abends die Pferdewaggons ausputzen. War schon oft halbmannshoch Mist drinnen, musste man mit dem Krampen aufhauen, da alles festgefroren war. Man musste dieselben ein Stück

hinausschieben, dass der Bahnhof kein Misthaufen wurde. Und hatten oft an einem Abend 20 bis 30 Waggons zu putzen. Da wurde es oft späte Nacht und ging man nach beendeter Arbeit zu unseren Waggons um zu essen und zu schlafen, dabei wurde man noch oft angehalten und absekkiert von den Wachen.

Obwohl selbst Gefangene bei der Patrouille waren, es waren halt tschechische, die durften sich schon was erlauben mit uns Deutschen. Da machten wir viel mit, konnten uns nur trösten, es wird mit der Zeit schon anders werden.

Einen russischen Offizier hatten wir, der war grauslich gegen uns. Sagten ihm einmal aus Verzweiflung in das Gesicht, wenn man ohnehin arbeitet was möglich ist, warum immer die Schläge auch? Er scherte sich aber nicht um unseren Verzweiflungsausbruch und unsere Behandlung blieb die gleiche. Mit der Zeit wurden wir mit den Stationsbeamten besser bekannt und klagten ihm unser hartes Los. Die ließen den Offizier rufen und sagten ihm, er solle uns doch in Ruhe lassen, müssen ohnehin so viel arbeiten, warum eine solche Behandlung? Das Herumhauen hat doch keinen Wert.

Da kam er abends als wir schliefen besoffen in unsere Waggons und lärmte und schrie, setzte uns den Revolver an und drohte uns zu erschießen. Wir konnten nichts machen, ließen ihn austoben, dann ging er wieder.

Ließen etliche Tage vorübergehen, dann erzählten wir es dem Stationsvorstand. Der ließ nochmals den Offizier kommen, um mit ihm ein ernstes Wort zu reden.

Erklärte ihm unsere Verhältnisse und unsere Leistungen, die wir machen mussten. Zuerst hatten sie heftigen Streit, dann brachte es der Vorstand soweit, dass wir jeder einen Zettel bekamen, als Ausweis für unsere Beschäftigung, mit dem Bahnhofstempel, dass wir doch sicher gehen konnten. Der Offizier war sein Herumschreien und Schelten schon so gewöhnt, er konnte nicht mehr anders. Ließen ihn halt schreien, bis er gerne aufhörte. Wir bemerkten, dass er auch von Zivilleuten Waggons übernahm, wir mussten sie ausladen und er wurde dafür bezahlt. Wir hatten nichts als die Verpflegung, nicht viel mehr als Lagerkost, wird er uns auch da bestohlen haben. Wovon hätte er sich so ansaufen können. Unsere Arbeit wurde immer mehr, waren oft schon ganz entkräftet. Einige kamen ins Spital und starben dort. Bei allem Wetter musste gearbeitet werden. Ob Regen oder Schnee. Manchmal ging auch ein wüstenartiger Sturm. Trotzdem musste alles in Ordnung gemacht werden. Da half uns nichts. So verging ein Tag nach dem anderen. Wochen und Monate vergingen, nur unser trauriges Leben blieb immer bei uns stehen. Unser Offizier musste uns auch verlassen. Musste eilends an die Front. Werden ihm wahrscheinlich auf seine Geldeinnahmen gekommen sein. Da waren wir alle herzlich froh darüber.

Unsere Waggons wurden gebraucht. Waren anderthalb

Wärs von uns leere Kasernen, da die Mannschaft an der Front war. Mussten wir uns die räumen und säubern, da auch da alles verseucht war. Waren froh darüber, hatten wohl ziemlich weit zu unserer Arbeitsstätte, aber doch viel wohnlicher war alles, als es in den Waggons war. Vor der Tür hatten wir einen Posten, dass sich keiner entfernen konnte.

Aber der Weg war oft beschwerlich zur Arbeitsstätte, oft so verweht, dass man aufpassen musste. Oft ging der Sturm.

Einmal war ein Zusammenstoß. Waren 10 Waggons total hin. Fuhren 30 Waggons hinein in die Stadt. War so verweht, dass sie nicht mehr fortkommen. In der Maschine war der Schneepflug daran, kuppelten sie los von den Waggons. Fuhr die Maschine allein fort, um den Weg zu bahnen. Dann wollten sie retour fahren und die Waggons holen, sahen aber nichts vor lauter Sturm und Schneegestöber. Während dem schob der Wind an bei den Waggons, die etwas talabwärts standen. Die Bremser konnten nicht mehr genug bremsen und fertig war das Unglück.

Von den 30 waren 10 total hin. Die Bremser hatten leichte Verletzungen. Auch der Maschine geschah nicht viel. Sie konnte wieder zum Bahnhof fahren. Wir wurden alarmiert und mussten abends noch hinaus. Es war 70 Wärs außerhalb der Stadt. Mussten die Waggons ausladen, waren voll Holz.

Die verdorbenen mussten wir ganz wegschaffen vom Gleis. Dann musste alles eingeladen werden in die unbeschädigten. Auch frische nahmen wir mit hinaus. Das war eine Arbeit bei diesem Schneesturm! Wo einer den anderen kaum sah. Nach beendigter Arbeit fuhren wir mir den Waggons wieder zurück zum Bahnhof.

Gänzlich durchnässt am ganzen Körper, kamen wir nach Mitternacht in unsere Baracke. Jetzt sollten wir essen, konnten nicht vor Kälte. Die paar Stunden der Ruhe waren bald wieder vorüber. Denn zeitlich in der Früh mussten wir schon wieder zu unserer Arbeit. So gingen in gleicher Tätigkeit die Tage und Wochen dahin. Da kam wieder eine Mobilisierung bei den Russen. Mussten wir wieder aus den Baracken und mussten uns wieder unbrauchbare Waggons herrichten. Und mit der Mobilisierung der Russen sahen wir unsere Heimkehr in die Heimat wieder in weite Ferne entschwinden. Mussten dort im Feindesland unsere letzten Kräfte einsetzen, um das bisschen Essen. In dieser traurigen Stimmung und Fortdauer der schweren Arbeit verging doch die Zeit und es kam

Ostern 1919!

Werden doch unsere letzten Ostern sein fern der Heimat. So tröstete einer den anderen und dabei machten wir unsere Arbeit wie jeden anderen Tag. Wurde immer mehr unsere Arbeit im Frühjahr.

Die Eisversorgung für die Bahnangestellten, dann wurden Zimmerleute gesucht, da sie eine Erdhütte brauchten für einen Nachtwächter. Auch zum Heizen musste es gerichtet sein. Und einen kleinen Nebenraum brauchte man zur Aufbewahrung der leeren Säcke, den man versperren konnte. Denn am Bahnhof war ein Lagerplatz, alles aufgestapelt, Heu Stroh, Hafer und Weizen und dabei standen Posten, dass nichts davongetragen wurde.

Dieselben wurden wegen Personalmangel eingezogen, so beschlossen sie, einen Nachtwächter anzustellen. Nachdem wir neben unserer Arbeit noch die Erdhütte nebst dem Nebenraum machten und alles nach Wunsch verrichtetet hatten, wollten sie von uns einen nehmen zum Nachtwächter. Wehrten uns aber entschieden gegen eine solche Zumutung. Das hätten dann die Russen ausgenützt, hätten fleißig gestohlen und wehrt sich so ein Gefangener, den prügeln sie ordentlich durch, oder erschlagen ihn ganz.

Stellten sie dann einen Russen an, der vom Unra das Essen bekam. So verging der März, April und Mai. Und mit der wärmeren Jahreszeit kamen auch viele Krankheiten.

Von den Strapazen des Winters. Wurde uns bekannt, dass sich in der Stadt ein ungarischer gefangener Arzt aufhalte. Er hieß Dr. Loichl, der sich den Gefangenen recht annahm. Er war wegen seiner Tüchtigkeit überall bekannt. Verständigten ihn, er soll zu uns auch einmal herauskommen. Er kam wirklich unseren Wünschen nach. Kam heraus und fragte uns nach unserem Befinden.

Erzählten ihm von unseren Leiden in der Wüste, und hier bei unserer Ankunft. Anstatt uns etwas Ruhe zu lassen, mussten wir gleich wieder schwer arbeiten. Und die schmale Kost dazu. Und wir können uns nicht helfen.

Er staunte über unsere Erlebnisse, und dass wir so viel aushielten. Nun sagte er, wer glaubt, dass ihm etwas fehlt, den wird er untersuchen. Als er zu mir kam, sagte ich ihm alles, was ich schon mitgemacht und dass ich an den Hämorrhoiden leide, dass das Arbeiten oft so schwer ist. Er kannte es gleich, musste mich ausziehen und bücken, kamen gleich beim Maßdarm die Geschwüre heraus. Das war wie bei den Hennen der Eierstock. Hatte 6 solche Geschwüre.

Versprach mir, sobald er im Spital Platz hat, wird er mich verständigen, dass ich hineinkomme, er wird mich operieren.

Einen schickte er ins Lager. Der war ganz arbeitsunfähig. Und die Anderen ermunterte er zum Ausharren bei ihrer Arbeit. Denn sie sind alle unterernährt von der Wüste und die schwere Arbeit dazu. Er wird sein möglichstes machen, wird trachten, dass eine bessere Menage herausgegeben wird. Das ist für uns das beste Heilmittel. Gäbe ich euch ins Lager, die Tschechen würden euch nicht drinnen lassen und ihr kommt vielleicht auf Zwangsarbeit. Denen es noch schlechter geht. Vielen sind Hände und Füße abgefroren, deshalb war ja das Spital so überfüllt.

Nun dankten wir ihm für seine Erklärungen und Bemühungen. Er sagte, wir können uns alle mitsamt nicht helfen bei dieser Regierung. Die lassen jetzt ihren Zorn an uns aus. Das wussten wir selbst am besten, hatten schon genug erlebt, dann verließ er uns.

Am 9. Mai kam ich ins Spital, bekam ein Plätzchen wo wir Gefangenen waren. Bekam 3 Tage nichts zu essen wegen der Operation. Dann bekam ich einen Einlauf, um den Magen zu leeren.

Abends kam ich ins Operationszimmer. Musste mich auf den Tisch knien, auf Hände und Füße. Dann wurden mir 2 Schläuche in den Maßdarm eingeführt. Einer zum Wasser einführen, der andere musste das schmutzige wegläutern. Zirka 30 Liter Wasser gingen so durch meinen Unterleib, um alles zu reinigen. Glaubte schon, ich sei eine lebende Wasserleitung, weil sie gar nicht aufhören. Dann konnte ich mich ganz erschöpft niederlegen. Bekam eine Medizin, dass ich keinen Appetit bekommen sollte.

Am 16. Mai wurden wir unser 5 operiert, ich war der zweite, wurde von den Sanitätern aus dem Zimmer geholt, ging mit viel Angst und sinkendem Kopf und blieb vor den Operationstischen stehen. Gab nichts zu überlegen. Legten mich drauf und schnallten mich fest, dass ich mich nicht rühren konnte. Bekam Narkose, was bei mir lange nicht wirkte. Hörte immer neben mir sprechen. Dem Doktor wurde auch schon die Zeit lange. Sagte zu den anderen, der

Mensch hat aber eine starke Natur und packte mich bei der Hand um den Puls zu fühlen. Endlich wurde doch der Kopf schwerer und ich schlief ein. Dann wurde ich operiert. Als mich 2 Sanitäter in das Zimmer zurücktrugen, erwachte ich dabei. Schlief aber gleich wieder ein. Bis sie den Nächsten brachten, war ich schon ganz wach. Der Andere lag lange in der Bewusstlosigkeit.

Und bei mir fingen schon die fürchterlichen Schmerzen an. Glaubte, im Maßdarm müssen sie mit einer glühenden Stange herumfahren. Jammerte entsetzlich, die Schwestern und Sanitäter trösteten mich so gut sie konnten. Aber das half halt alles nichts gegen meinen Schmerz. Dann kam auch der Arzt, um nach meinem Befinden zu sehen. Klagte ihm auch meine Schmerzen. Er tröstete mich auch. Sagte ich zu ihm, er weiß ja nicht wie das schmerzt. Oh ja, sagte er lachend, ich weiß schon wie das schmerzt.

So verging unter fortwährendem Schmerz und Jammer der Tag. Abends um 7 Uhr, kam der Doktor nochmals nachschauen bei den operierten, denn er war wirklich sehr besorgt um uns.

Sagte ihm, dass bei mir die Schmerzen immer zunehmen und jammerte so fort und schrie fast dabei. Da es gar nimmer zum Aushalten war. Gab mir die Schwester um 10 Uhr abends eine Injektion in den rechten Arm, was die Schmerzen tötete und dann aufhörten. Da wurde mir viel leichter. Aber die Nacht war unendlich lange. Schlafen konnte ich nicht, denn von der Narkose reckte es mich

immer, musste immer spucken. Durfte nur am Rücken liegen und kaum röhren, wegen des 20 cm langen Gummischlauches, den ich im Mastdarm drinnen hatte und mit Jod umwickelt war. Deshalb brannte es so fürchterlich. Den Verband den ich drüber hatte, durfte auch nicht verrückt werden. So vergingen die Tage, zu essen bekam ich nichts, nur Medizin, dass der Brand nicht dazukommt. Die Schwester betreute mich immer. Musste Acht geben, dass beim Verband nichts passierte. Nach dem 4. Tag kam der Verband herunter. Untersuchte mich der Doktor und fand den Schlauch nicht. Glaubte, er ist herausgefallen, was ich aber verneinte. Das konnte er nicht glauben. Nahm sein Lahnzettel, womit er beim Mastdarm hineinführ um den Schlauch herauszuziehen. Konnte aber nichts finden, zwickte mich dabei hinein, dass ich laut aufschrie vor Schmerz. War ihm selbst zu dumm. Musste in das Verbandszimmer gehen, wo mir die Sanitäter einen Einlauf geben mussten, was wieder recht schmerzte. Dann wurde mir eine Leibschnalle gegeben, wo dann nach großen Schmerzen das Verschwundene zum Vorschein kam. Froh war ich darüber, als ich den Schlauch sah, der sicher mit 2 Meter Jodfetzen umwickelt war.

Dann lag ich wieder im Bett vor Mattigkeit. Der Schweiß rann mir über die Stirn. So verging der Tag und die Nacht.

Den nächsten Tag bekam ich nach 7 Tagen wieder das erste Essen. Etwas Milch und Tee. Dann langsam andere Suppen und dann Brot und ein wenig Fleisch drauf. Durchgang hatte ich auch keinen. Bekam ich Bittersalz,

half aber auch nichts. Bekam wieder einen Einlauf, was aber das für Schmerzen waren, unglaublich. Denn der Mastdarm war doch ganz entzünden. Musste ich meine Notdurft verrichten, presste es mir die Tränen heraus und auch der Schweiß rann mir so herunter vor Schmerz. Fürchtete schon das bisschen Essen. Wollte schon lieber aus Verzweiflung aus der Haut fahren.

Dann kamen auch schon meine Kollegen, um mich aufzufrischen, hatten Mitleid mit mir, da ich so viel mitmachte.

So vergingen die Tage und mit meiner Heilung ging es doch recht rasch vorwärts. Und da ohnehin so viel Platzmangel war, kam ich am 2. Juni zurück zu meinen Kameraden auf den Bahnhof. Arbeiten konnte ich wohl nicht helfen. Half in der Küche den Koch. Leichtere Kost bekam ich auch schon.

Nach 14 Tagen fing ich wieder zu arbeiten an. Aber auch nur leichte Arbeit und nur zeitweise.

Bevor ich in das Spital ging, machten wir uns neben der Bahn eine Kegelbahn. Die Kugel und Kegel machten wir uns auch selbst, wenn wir ein freies Weilchen hatten.

Denn wir durften nie den Bahnhof verlassen und etwas Zerstreuung muss der Mensch haben. Ich mit meinem Leiden hab sie keine 3 Mal benutzt. Als ich das Spital

verließ und draußen ankam, sah ich da neben der Station ein Regiment Tschechen lagern, die in Reserve waren und übten sich da fleißig auf unserer Kegelstatt. Haben sie uns ganz demoliert und die unseren mussten zuschauen. Das waren Zustände bei dieser Kordschakregierung.

Diese Regierung dauerte wohl von heute auf morgen. Aber man hatte viel zu leiden darunter.

Da in Sevgepol eine Front war, wohin von uns eine Feldbahn abging in Barnaulrichtung (Barnaul war eine Stadt in der Nähe und eine Burg, und auf dieser hausten seit dem Zarenumsturz im Jahr 1918 Rotgardisten, die damals versprengt wurden).

Bauern waren auch dabei, und unsrige Gefangene, Deutsche und Ungarn. Diese flüchteten damals bei dem Umsturz auf diesen Berg, ganz waffenlos, hatten die 21tausend Mann nur 2 Gewehre und einen Revolver. Aber es waren lauter beherzte Burschen, die vor nichts zurückschreckten und ihr Leben auf ihre Art fortbrachten. Durch sie war aber der Bahnverkehr auf dieser Strecke sehr gefährdet. Die Burschen machten Überfälle und brachten die Züge zum Entgleisen. Nahmen sich die Lebensmittel und die Munition und alles was sie brauchen konnten. Hatten sich schon soviel erbeutet, dass sich jeder Mann 2 und 3fach ausrüsten konnte. Munition erzeugte sie selbst auch. Oft haben es tschechische Regimenter versucht, diese Leute auszurotten. War umsonst. Wurden immer zurückgeschlagen.

Auch diese Tschechen waren bestimmt, abzugehen an diese Front.

Sogar der Train fuhr hinaus, aber war alles umsonst. Diese 21tausend Mann warteten nur auf einen Sturz der Kordschakregierung. Und konnten hoffen, früher nach Anhänger zu erwerben, was auch leicht möglich war, bei den Drangsalierungen, die die Bewohner in und außerhalb der Stadt zu leiden hatten. Die armen Bewohner außerhalb der Stadt mussten soviel abliefern für die Stadt, dass es ihnen mit der Zeit unmöglich wurde. Hatten selbst kaum zu leben. Weiter weg, 400 bis 500 Wärs, da gab es noch Sachen genug. Aber der beschwerliche Transport war den Herrn zu unbequem und so wurden die in der Nähe ausgesaugt.

Als die Leute nichts mehr brachten, gingen die Tschechen und Serben selbst hinaus, aber ganz bewaffnet mit Artillerie und Maschinengewehren. Die ihnen nicht freiwillig etwas gaben, ging es mit Zwang und nahmen ihnen den letzten Bissen weg.

Kam einem das Wort aus „so haben es die Roten nicht gemacht, die waren doch besser!“ Das musste das ganze Dorf entgelten. Wurden die Bewohner zusammengetrieben, durfte niemand aus dem Dorfe, wurde geplündert, dann ging das Dorf in Flammen auf. Erschossen und erschlagen, alles was Hände und Füße hatte. Selbst die kleinen Kinder

hieben sie so lange um die Bäume, bis die Trümmer flogen.

Manch einer flüchtete doch in diesem Wirbel. Und so vermehrte sich die Armee der Rotgardisten immer mehr.

Sie hatten auch einen tüchtigen Führer, einen russischen Zarenoffizier, der alles wagte und bei der darauffolgenden Regierung zu hohen Ämtern kam. Die Dörfer, die in nächster Nähe der Dörfer waren, unterstützen die Rotgardisten sogar mit Lebensmittel. Da konnte sich der Führer wohl alle Hoffnung machen auf seine Anfänger. So wie ich das Unglück der Bauern von einem Dorfe schilderte, so erging es vielen Dörfern. Alles war eine Verwüstung, unmöglich zu schildern. Wir dachten uns oft, lange kann sich diese Regierung nicht mehr halten. Auch in der Stadt wurde dieser Kriegszustand immer mehr fühlbar. Es durfte niemand mehr auf die Gasse, alles war abgesperrt. Und die Leute am Berg wurden immer mehr. Vernichteten ganze tschechische Regimenter.

Sie hatten aber auch schon alles. Bomben und Granaten und Maschinengewehre, alles was sie sich erbeuteten.

Wurde beschlossen, es muss ein Panzerzug auf dieser Strecke fahren, da die anderen Züge nicht mehr sicher waren. Der erste Panzerzug kam an, er war ausgerüstet mit Maschinengewehren und Geschützen. Gut versorgt mit Bomben und Granaten. Dieser sollte jetzt Ruh herstellen

auf dieser gefährlichen Strecke. Bei uns hielt der Zug eine Zeitlang. Ging die Mannschaft auf dem Bahnhof herum. Es waren durchwegs Tschechen, die auf dem Panzerzug waren. Kam uns ein Gesicht so bekannt vor, konnten uns nicht denken wo wir das gesehen haben. Er wurde auch aufmerksam auf uns. Frugen uns gegenseitig, ob wir uns nicht kennen sollten. Da kamen wir drauf, dass war der Tscheche, der keiner sein wollte, um bei uns bleiben zu können. Der sich in Tomsk vor meinen Augen den Hals durchschnitt und sich dann mit uns in die Wüste schwindelte und dort draußen dann von den Tschechen nach längerer Zeit gefangen wurde. Er ging damals schwer von uns weg, aber heut war er froh, dass es so gekommen war. Er hat seine gute Verpflegung, wurde am Maschinengewehr abgerichtet und es geht ihm gut. Er meinte, wenn ich auch keine Stunde meines Lebens sicher bin, an ein Nachhausefahren konnte man nicht denken und arbeiten brauche ich doch nichts. Da hatte er vollkommen recht. Wir mussten so elendig schinden und rackern für das bisschen Essen und waren unseres Lebens bei dieser Kordschakregierung genauso wenig sicher wie unser Kollege Andrusch. Auch war er ganz baff, als wir ihm von unserem Leiden in der Wüste erzählten, bis wir hierher kamen.

Da war er recht froh, dass er damals geholt wurde.

Er beschenkte uns mit Tee und Rauchmaterial, waren ihm sehr dankbar dafür. Sahen ihn dann noch einige Male, als er die Strecke durchfuhr, um für die Sicherheit zu sorgen.

Dann kam wohl noch der Panzerzug, aber unser Kollege Andrusch war nicht mehr dabei. Glaubten, es wird es schon überstanden haben. War aber anders als wir dachten.

Konnte seine Heimatsehnsucht nicht mehr bezähmen und wagte trotz der großen Gefahren für sein Leben die Flucht. Kam trotz allem was bei solchen Wagnissen vorkommt, in seine Heimat. Konnte keine Beschäftigung finden, wurde er bei einer Firma Agent, um sein Leben fortzubringen. In dieser Eigenschaft, die ihn auch in unsere Gegend führte, kam er nach Jahren in St. Pölten zufällig in die Wohnung unseres Kollegen Hoffman.

Beim Klang seiner Stimme kam er unserem Kollegen bekannt vor. Er besah ihn etwas genauer und bemerkte am Hals die Narbe, die er sich mit dem Rasiermesser zufügte. Was uns ein Wiedersehen mit einem Freund bedeutete, kann man nicht schreiben, das muss man erlebt haben.

Nun wieder zurück zu unserem fernen Schicksal!

Wir arbeiteten immer fort, jeder war besorgt wegen dem Durchhalten, jeder wollte seine Heimat nochmals sehen.

Arbeit gab es immer genug, wussten oft nicht, wo wir anfangen sollten. Und die Menage wurde immer knapper. Waren gezwungen, von dem bisschen Nebenverdienst den wir hatten, Lebensmittel zu kaufen. Das dauerte aber nur eine Zeit lang. Dann bekamen wir in der Stadt auch nichts

mehr. Denn die Bauern hatten selbst nichts mehr zum Weggeben. Und in die Stadt trauten sie sich gar nicht mehr, die noch was hatten. Da ihnen alles beschlagnahmt wurde.

Wir suchten dann beim Kommando an, um Erlaubnis und zugleich einer Bescheinigung, dass 2 Mann von uns in weiter entlegene Dörfer gehen konnten, um Lebensmittel einzukaufen. Da wir bei dieser Kost nicht mehr arbeiten können. Es wurde uns bewilligt, da sie es selbst einsahen, dass wir viel arbeiten müssen und daher auch mehr zum Leben brauchen. Machten sich zwei zusammen, denen wir vertrauen konnten, dass sie uns nicht beschwindeln, war auch mein Freund Stockinger dabei, und versorgten uns mit Lebensmittel.

Eines Tages fuhren sie mit der Bahn in Barnaulrichtung, was die gefährlichste Strecke war. Blieben schon 2 Tage aus. Dachten uns halt, sie werden mehrere Dörfer aufsuchen müssen, um das Nötigste zu bekommen.

Sie kamen aber nicht mehr.

Langte ein Telegramm ein, dass die Roten vom Berg einen Überfall auf Bahn und Dörfer, wo die zwei auch mitgenommen wurden, machten. Später erfuhren wir, dass Kollege Stockinger im Gefangenengelager am Berg Koch ist.

Denn die unsrigen Gefangenen, die seit 1918 bei den

versprengten Roten waren, hatten ihr eigenes Bataillon.

Und bei denen wurde unser Stockinger Koch. War er wieder bei Leidensgefährten, die wohl auch schon lieber die Heimat gesehen hätten, als die Kämpfe und Überfälle.

Die Sachen von Stockinger habe ich, als sein bester Freund, in Aufbewahrung genommen, bis wir uns wieder einmal treffen sollten. Das Glück hatten wir erst später in der teuren Heimat.

Verständigung von ihm bekam ich noch in Semipaladinsk. Verging die Zeit bis zum 27. August 1919. Kamen wieder von den Waggons in die hölzernen Baracken, wo wir schon einmal waren, anderthalb Wärs weg vom Bahnhof.

Gingen nun wieder von dort zu unserer Beschäftigung.

Die Waggons blieben leer stehen, da sie unbrauchbar waren. Nur die Küche ließen wir im Waggon. Die anderen benutzten wir, wenn momentan arbeitsfrei war, zu unserem Unterstand, denn entfernen durften wir sie auch nicht vom Bahnhof.

So hielt man uns immer mit leeren Versprechungen auf baldige Heimkehr, tausend und tausend Mal und wir standen doch immer der Aufsicht gegenüber. Gingen die Tage und Wochen dahin. Immer noch keine Aussicht auf unsere so heißersehnte Heimkehr. Viele starben aus

Kränkung, da man doch ohne Lebenszeichen fern der Heimat leben musste. Andere wurden wahnsinnig und gingen auch zugrunde. Es war schon ein Jammerleben, dass jeder Beschreibung spotten würde.

Unsere Kollegen, die arbeitsunfähigkeitsshalber im Lager sein mussten, besuchten wir öfter um sie zu trösten. War aber auch gefährlich für uns.

Besuchten wir, Anmasser und ich, auch den Kollegen aus Wien, unser Freund Hoffman, der als Invalid im Lager war und den wir brachten, was wir uns vom Munde absparen konnten. War nicht viel, denn seit die zwei abgefangen wurden, war niemand von uns, der es ausführen mochte. So waren wir abermals auch auf die schmale Kost angewiesen.

Der Weg zur Stadt war sehr lebhaft. Viele Einspänner die zur Bahn fuhren und in andere Richtungen. Auch Patrouillen ritten herum wie die Bestien, dass man keine Minute sicher war, zusammengetreten zu werden.

Denn der Kriegszustand wurde immer fühlbarer.

Waren nicht mehr weit weg von der Stadt, hörten wir schreien, dachten uns, wird halt jemand einem fahrenden Fuhrwerk nachgerufen haben, um zur Bahn zu wollen.

Kam von der Stadt heraus ein Gefangener, blieben wir

einen Moment stehen, da wir weiter nichts bemerkten, sagten wir, das Schreien geht uns an, denn bei Kriegszustand dürfen nicht mehrere beisammenstehen. Dem Moment fiel ein Revolverschuss, der vor unseren Füßen einfiel. Waren wir ganz erschrocken und gingen sofort auseinander. Und gingen jeder einzeln, dass er kein sicheres Ziel mehr hatte. Wollte er nochmals schießen, gingen wir mit „Hände hoch“ entgegen.

Unser Wiener, der gut russisch konnte, frug ihn, was er mit uns wolle. Der Kerl war ganz betroffen und sagte, er wolle zur Bahn hinaus, habe einen Fuhrwerker, der fuhr mir davon. Kannte sich aus, dass er ihn umsonst führen müsste. Aus Zorn schoss er herum, ohne zu schauen wo hin. Wenn das auf offener Straße sein darf, eine solche Regierung ist traurig.

So gingen die Tage dahin und die Wochen. Kam der September und der Oktober, kam der Winter mit großer Kälte, die Arbeit wurde immer mehr und was uns schon am meisten auffiel, alles ging nach Frankreich.

Denn die Kordschakregierung ging von Frankreich aus und da sie einsahen, dass ihre Herrlichkeit bald ein Ende nehmen könnte, wurde alles nach Frankreich geschleppt.

Mussten jeden Tag 6 bis 8 Waggons verladen, rohe Rindshäute, Weizen und Hafer, Kamele und Schafe, alles ging in das Ausland.

Umsturz der Kordschakregierung!

Es war Mitte November 1919. Da fing es unaufhaltsam an zu gären. Die Roten von der Zarenregierung übriggebliebenen, hatten ihre Spione, die alles ausfindig machten, wie es mit der Kordschakregierung steht. Machten ihnen oft Verkehrsstörungen auf der Bahn, dass einige Tage die Züge nicht gehen konnten.

In Irkutsk hinten waren auch so versprengte Rotte. Die überfielen oft die Züge, plünderten sie, hauptsächlich war es Munition und Geschütze, nur um sich gut zu sichern für ihren geplanten Umsturz.

Auch die Hauptfront der Roten, die in und um Petersburg, von den Regimentern der Kordschakregierung eingeschlossen waren. Wobei beabsichtigt war, dieselben gänzlich auszuhungern, damit sie sich erbeben. Die hatten auch nur den einen Gedanken, einmal einen Verzweiflungsaufstand zu machen über die Kordschakregierung. Auch von den Engländern und Franzosen wurden sie bedrängt, aber alle Hindernisse schreckten sie nicht zurück und warteten nur auf einen günstigen Moment, der ihnen von ihren Spionen schon mitgeteilt wurde.

Entweder
leben
oder

sterben
war
ihre
Parole.

Denn
die
waren
schon
anderthalb
Jahre
hier
eingesperrt.

Die Zeit wurde immer ernster. Wir hörten aus der Stadt
immer häufiger Schießereien, fiel so mancher zum Opfer.

Die Straßen wurden geräumt von den Tschechen. Es waren
viele bei der Kordschakregierung. Die Roten wurden alle
eingesperrt. Da gab es viele Unschuldige dabei, die
womöglich nur Offiziersdiener waren. Auch Gefangene
waren dabei, die gar nichts verschuldet hatten. Bei denen
wurde halt alles eingesperrt, das nicht zu ihnen gehörte.
Und jetzt räumten sie aus und wo kommen die jetzt hin?

Es kam niemand mehr zum Vorschein. Endlich kamen wir
auf die traurige Tatsache. Unweit vom Bahnhof befand
sich eine Lederfabrik, worin auch unsrige beschäftigt
waren. Wir trafen uns einmal und kamen auf die armen

Arrestanten zu sprechen, wo die hingekommen seien. Die wussten es.

In ihrer Nähe war eine Ebene, wohin niemand kam und dahin wurden Nacht für Nacht die armen Opfer geschleppt, auf ein Häuflein zusammengestellt und rings um sie macht die Kavallerie einen Kreis. Auf Kommando stürzten sie sich auf ihre Opfer, die ganz nackt waren und zerhauten sie mit ihren Bajonetten in Stücke. Es stieß wohl auch ein jeder einen Schrei aus, aber soviel Lärm gab es doch nicht, als wenn geschossen worden wäre.

Wir waren ganz weg über solche Grausamkeiten.

Eines Nachts hörten wir vor unserer Baracke eine fremde Stimme, der unseren Posten, der vor der Tür stand, ausfragte, ob hier Gefangene untergebracht sind, was wir arbeiten, ob wir gerne arbeiten und ob doch alle gut gestimmt sind. Der Posten war doch ein guter Mensch, der nur Gutes über uns sagte. Und wir waren einer großen Gefahr glücklich entkommen, denn es war ein Abmurkser von der Kordschakregierung. Wir wären wohl mitgewandert zu dem traurigen Todesplatz, wenn der Posten von uns ein unrechtes Wort gesagt hätte. So war keinen Tag seines Lebens sicher. Dachten uns, so kann es nicht mehr lang fortdauern. Die besseren Leute aus der Stadt flüchteten per Bahn und Wagen nach China, um ihr Leben und ihre Sachen in Sicherheit zu bringen.

Die Gefangenen wurden gezwungen zum Trainfahren, und die Serben fuhren als Begleitung mit, damit den reichen Herrn nichts passieren konnte und sich selbst brachten sie auch in Sicherheit.

Auch zu uns kam der Befehl, wir müssen zum Train. Davor hatten wir große Abscheu, denn diese Kälte von 40 bis 50 Grad, wie die dann zurückkamen, Hände und Füße abgefrorene. Da war es uns doch auf der Bahn lieber. Bei der anstrengenden Arbeit konnten wir uns doch warm machen.

Es schien aber wirklich wir müssen, kam der Befehl, wir müssen uns marschbereit machen. Hatten aber einen tüchtigen Gefangenekommandanten, der uns über hatte. War ein schneidiger Bursche. Den baten wir in unserer Not und baten ihn, dass er schauen soll, dass wir hier bleiben konnten. Der ging zum Bahnhofsvorstand, beredete sich mit ihm, und sagte ihm, er solle ansuchen, dass er uns hier braucht. Und wirklich, im letzten Moment hieß es, wir können hier bleiben. Konnten ihm nicht genug danken unseren braven Kommandanten.

Und machten unsere Arbeit fort wie bisher.

In der Nacht zum 1. Dezember hörten wir große Schießereien in der Stadt. Wir verbrachten Rest der Nacht ganz unruhig, da man gar nicht wusste was los sein. In der Früh, als wir zur gewohnten Beschäftigung gingen, war

unser erstes, zu fragen was los sein. Die Bahnbediensteten gaben uns ganz freundlich Auskunft, dass in der Nacht der Umsturz war.

Man sah auch schon, dass die Rote Regierung ausgerufen war, in dem am Bahnhof die roten Fahnen zu sehen waren und das Rote Militär freundlich mit Bajonett auf und eine rote Rosette an der Kappe hatten, mit voller Begeisterung ihren Dienst erfüllend.

Dann erfuhren wir das Nähere. In der Stadt war eine Kaserne, worin die Serben und Tschechen waren.

Anfangs waren ihrer 200 Mann, und als aber die besseren Leute flüchteten und Begleitung brauchten, was die Serben auch nützten um ihr Leben zu sichern, so schmolz das Häuflein zusammen auf 36 Mann.

Und diesen Umstand nützte das siebente russische Regiment, das noch in der Stadt war und auch auf Erlösung wartete und ihnen die Gräuel anekelten, wie mit den Bewohnern der Stadt verfahren wurde.

Sie umzingelten die Kaserne, sprangen über Zäune und Gitter, brachen bei den Türen ein und überraschten die 36 Mann. Sie hatten wohl im Hofe zu ihrer Sicherheit ein Maschinengewehr aufgestellt, aber es konnte keiner mehr heran um loszufeuern. Sie wurden eingesperrt und konnten sich nicht helfen. Die Russen besetzten nun die Stadt in-

und außerhalb und warteten auf Hilfe, die bald kam.

Eine Abteilung Kavallerie war kurz vor dem Umsturz hinausgeschickt worden zum Berg, konnten aber wieder nichts ausrichten mit den versprengten Roten. Sie kamen unverrichteter Dinge wieder zurück in die Stadt, nichts ahnend, dass inzwischen Umsturz war und wurden gleich vor der Stadt von den Russen beschossen und gefangen. Den ganzen Tag rückte schon die Bauernarmee an, beritten und auch viel Fußvolk, bewaffnet mit Gewehren, Säbeln und Bajonetten. Die das nicht hatten, hatten Spieße wie Heugabeln. Alles Mögliche war vertreten zur Verteidigung. Ihr Führer hieß Mamdof. Wurden mit Musik empfangen. Das war eine Freude und ein Hurra bei ihrem Einzug.

Auch die Hauptfront, die in Petersburg eingeschlossen war, machte ihren Verzweiflungsausfall. Und gelang ihnen wirklich. Es war wohl ein gewagter Kampf gegen die Übermacht. Viele Tote und Verwundete gab es. Viele wurden gefangen genommen. Aber die den Roten doch entkamen und flüchteten, nahmen fürchterliche Rache. Zerstörten die Eisenbahnen, vernichteten alles was ihnen unterkam. Zündeten die Fabriken an.

Da sahen sie es ein, dass es mit der Kordschakregierung ein Ende nahm, wollen sie den Roten nicht alles freiwillig überlassen. Die Kordschakregierenden, die ihren Sitz in Omsk hatten, es waren ihrer 25, die wollten alle mit ihrem Eigentum zurückflüchten nach Wladiwostok. Mit samt den

Tschechen und Serben, die dort waren. Erreichten aber ihr Ziel nicht, wurden abgefangen und mussten auf ihr Schicksal warten. In Irkutsk gab es auch genug, die ins Ausland flüchten wollten, mit vielen Sachen, sogar 2 Waggons Gold wollten sie mitnehmen. Wurden aber noch rechtzeitig gefangen genommen und die Sachen blieben im Land.

Die Rote Armee verstärkte sich immer mehr, trotzdem der Verkehr langsam ging, hatten doch die Serben und die Tschechen die Bahnstrecken zerstört und die Brücken in die Luft gesprengt. Musste alles durch die Pferde transportiert werden. So gings trotzdem weiter mit fröhlichem Hurra.

Jede Stadt machte ihren Umsturz selbst, da sie froh waren, von dieser drückenden Regierung loszukommen. Bald war die Armee auch mit unserer Stadt in Verbindung. Dann begannen die Verhöre mit der Kordschakregierung. Manche mussten ihr Leben lassen, die anderen wurden zu Zwangsarbeit verurteilt. Bekamen ihre Verpflegung und mussten schwer arbeiten.

Wir warteten auch auf unsere Zukunft, Arbeit gab es vorläufig keine, da doch der Bahnverkehr infolge der Vernichtung eingestellt war. Wurden auch von den Roten übernommen und vom Unra verpflegt. Mussten dann Ordnung machen auf dem Bahnhof, denn es wurde alles unternommen, trotz des strengen Winters den Verkehr

baldigst herzustellen.

Hatten dann, als alles in Ordnung war, ganz schöne Zeiten.
Hatten Nebenverdienst, was uns gehörte.

War bald alles geregelt und in schönster Ordnung.

Was die gefangenen Tschechen und Serben betraf, so mussten sie von denen, die sie früher drangsalierten, das gleiche Schicksal erleiden. Was sie im blinden Hasse gegen die armen Gefangenen und Familien machten. An den Flusse neben der Stadt war eine Insel, war fest verfroren. Dorthin wurden die grausamen Menschen gebracht, auch nackt ausgezogen, wurde auch Sturm auf sie gemacht, dann wurde auf der Insel ein Loch gestampft im Eis, dort wurden sie hineingesteckt. Niemand hatte Erbarmen mit diesen Scheusalen.

Und erst der Kordschak ging es schlecht bei ihrem Rückzug nach Wladiwostok. So viele Verwundete hatten sie vom Sturm gegen Petersburg. Waren ganze Züge zu Spitäler eingerichtet. Kranke gab es auch genug dabei.

Und eine solche Hast und Unruhe war das, die Züge wurden überlastet, und die Eile die sie hatten, nur um fortzukommen. Dass die Züge direkt entgleisten, es war ein furchtbares Wirrwarr. Das Zugpersonal ließ alles liegen und stehen, und lief davon um nur ihr Leben zu retten.

Durch diese Unordnung brachen viele Krankheiten aus, zuerst der Typhus, der sich schnell verbreitete. Und da keine Hilfe kam, wurde es immer ärger. Kam Cholera und Pest. In allen Städten herrschte das gleiche Elend.

Die Stadt Nover Nikolajevka wurde ganz abgesperrt. Durfte niemand aus und ein. Und starben dort in kurzer Zeit 70tausend Menschen. Viele unserer Leidensgenossen, die in den Städten waren, kamen ums Leben. Denn sie verrichteten Sanitätsdienste, solange es ging.

Bei der großen Kälte im Winter konnte auch nicht daran gedacht werden, die Leichenmassen zu beerdigen. Hätte niemand einen Spatenstich machen können bei solcher Gefrier. So mussten die Leichen auf einen Haufen zusammengeworfen werden. Und im Frühjahr mussten wieder die Gefangenen her. Was sie mit dem Beerdigen nicht schaffen konnten, wurde verbrannt, damit doch einmal ein Ende wurde mit dieser Seuche. Langsam entschwand dieses fürchterliche Elend.

Die Gefangenen, die die traurigen Zeiten, die unmöglich zu schildern wären in ihrer traurigen Größe, überlebten, wurden belobt, über ihr braves pflichtbewusstes Verhalten mit den Kranken in dem Elend.

Und durften auch diejenigen mit dem 1. Transport, der in die Heimat ging, schon mitfahren.

Wir arbeiteten fort in unserer gleichen Arbeit. Es war doch ein ganz anderes Leben. Fühlten uns so glücklich, da wir keiner großen Gefahr mehr ausgesetzt waren.

Hatten die Freiheit und wurden wieder wie Menschen behandelt. Das Kordschakgeld wurde mit der Zeit ungültig. Wurde eingezogen und es bekam jeder Mann, war es Russe oder Gefangener, 500 Rubel Privatgeld in die Hand. Wir waren froh, hatten nichts verloren, da wir nichts hatten, und kamen endlich auch zu Geld.

Weihnachten 1919!

Freuten uns schon, es wird das letzte Weihnachtsfest sein fern unserer lieben Heimat. Besorgten uns einen Christbaum. Schmückten ihn, so gut wir konnten. Suchten dann beim Kommando an, ob wir uns in unserer Baracke eine Bühne machen dürften. Waren einige Wiener dabei, die konnten Theateraufführungen, und Vorträge wollten sie abhalten.

Einige selbstverfertigte Geigen und andere Instrumente hatten wir auch und da es uns erlaubt wurde, wollten wir ein gemütliches Weihnachtsfest feiern. Da ohnehin die anderen Weihnachtsfeste mehr als traurig waren.

Auch für ein anständiges Essen sorgten wir uns, da wir doch Geld und 2 gute Köche hatten.

Vergönnten uns am heiligen Abend einen Schweinsbraten mit Erdäpfel, schwarzer Kaffe und Gugelhupf dazu. Sogar jeder ein Flaschl Bier.

Hatten sogar Gäste, der Bahnvorstand samt Frau, den Magazineur samt Frau und die beiden Packer.

Unsere Feier nahm wirklich einen schönen Verlauf. Alles fühlte sich so glücklich durcheinander, dachte doch jeder, nächste Weihnachten sind wir in der Heimat.

So vergingen die Feiertage, kam das Jahr 1920.

Mit der fröhlichen Stimmung geht es nach Haus!

Die Sowjetregierung übernahm die Führer Trotzki und Lenin.

Hatten alle Bestrebungen das Land zu heben und wieder in zivilisierten Zustand zu bringen.

Das auszuführen wurde ihnen sehr erschwert. Schon von dem Grunde aus, dass diejenigen, die am meisten für diese Regierung waren, nicht lesen und schreiben konnten. Es war das Bauernvolk und die Arbeiter.

Und dazu so viele Nationen. Es waren 40 Nationen, da gehört wohl viel Müh und Umsicht dazu.

Und alles ruiniert im ganzen Land, alle Eisenbahnen, viele Fabriken, in den Städten viele Häuser, und ganze Dörfer. Der Bauernstand war ganz zerrüttet. Viele Felder waren seit der Revolution nicht mehr bebaut.

Dann gab es wieder viele Köpfe und viel Sinn. Machten viele Schwierigkeiten in die Pläne der Führer.

Denn für jeden einzelnen konnten sie keine Regierung machen. Wurden Versammlungen abgehalten, dann wurden Organisationen gegründet.

Und von diesen Gruppen die sich bildeten, wurden wieder einige gewählt, die lesen und schreiben konnten. Wurden kontrolllich geprüft, ob sie wirklich für die Regierung sind, oder sich nur scheinbar interessierten.

Die mussten dann das Volk aufklären, wie alles werden soll im Land und was die Zukunft bringen muss, damit alles wieder recht wird.

Dann reisten auch kontrolllich geprüfte Delegierte in den Städten und Dörfern umher. Hielten freie Versammlungen ab. Konnten alle beiwohnen, Einwohner und Gefangene. Da gab es tausend und tausend Menschen bei solchen Versammlungen, die oft gleich einen ganzen Tag dauerten. Es wurde in verschiedenen Sprachen geredet, damit ja alles aufgeklärt wurde. Darauf wurden Verordnungen gemacht, wo dann eine Abstimmung war. Wo die Mehrheit der

Stimmen war, wurde beschlossen und der Regierung mitgeteilt. Und dann ausgearbeitet wurde was das Volk will.

So erhob sich dann die Sowjetregierung und die Diktatur der Proletarier, der Bauern und der Arbeiter.

Und nach Wochen und Monaten sah man schon, dass es vorwärts ging. So schwer eine solche Leitung für die Führer war, denn es fehlte an der Technik und hauptsächlich an den nötigsten Lebensmitteln. Entstanden viele Hungerkrawalle in den Städten, da gar nichts zu essen war, indem doch alles ruiniert und vernichtet war. Von weit und breit kein Eisenbahnverkehr. Und Tausende von Kilometern war es für die Pferde zu beschwerlich für den Transport. Hie und da gab es Demonstrationen, was wieder besänftigt wurde. Solche Zustände waren leicht denkbar, denn der Hunger tut weh. Und auch nichts zu bekommen. Denn so groß das Land war, gab es doch so weite Flächen, zum Beispiel die Wüste, wo nichts gedeihen konnte. Und jetzt war das Land ganz auf sich selbst angewiesen. War von allen Seiten besetzt. Konnte nicht eingeliefert werden. Bei der Kordschakregierung wurde wie schön erwähnt, von den Engländern und Franzosen eingeliefert. Und bei dem Umsturz der Kordschakregierung verloren sie riesig. Schon einmal in Geld 16 Milliarden. Das im Jahr 1919 keine kleine Summe war.

Und die Front unterstützen sie soviel wie möglich. Und jetzt durch diesen Umsturz sollte alles für sie verloren

sein?

Für die früheren Kriegsschulden interessierte sich ja die Sowjetregierung, aber diese Schulden kümmerten sie nicht.

Die Franzosen und Engländer konnten sich aber in diesem Verlust nicht fügen und wollten mit Gewalt die Sowjetregierung unterdrücken.

Ein Teil des Landes stand ununterbrochen im Kriegszustand, mit den beiden Mächten, die einen tüchtigen Führer hatten mit Kommandant Tenikin.

Der Landstrich, auf dem gekämpft wurde, hieß In der Grimm. Es war ungefähr so groß wie Niederösterreich.

Es war nicht genug für die beiden Sowjetführer, das Land zu haben, hatten auch für das Militär zu sorgen, dass den beiden Mächten gegenüberstand.

Und wären doch alle zu Hause so notwendig gewesen für die Arbeit. Dieser Kampf dauerte aber unentwegt bis zum Jahre 1922.

Die beiden Mächte holten sich sogar Polen zu Hilfe und freiwillige aus Ungarn.

Aber so, wie die beiden Sowjetführer, Trotzki und Lenin, so war auch das ganze Volk bestrebt von dem Wunsche,

vorwärts zu kommen und verzweifelten nicht sofort an den Beschwerden und Hemmnissen.

Auch für die Toten wurde gesorgt, die damals beim Umsturz ums Leben kamen.

Wurde auch in der Nähe der Stadt, wo wir waren, auf einer Anhöhe ein Massengrab errichtet, gleich für Hunderte. Da wurden die Gefallenen hereingebracht, die in Transportnähe waren und hier feierlich begraben.

Auch an die armen Opfer dachte man, die von den Serben und Tschechen Säbeln zerhaut und zur Not eingescharrt wurden. Dazu wurden aber solche Menschen verwendet, die Schuld daran trugen, die armen Opfer so zu misshandeln. Da mussten die Offiziere mit Krampen und Schaufeln arbeiten, mussten die Leute wieder ausgraben, die ohnehin nur mangelhaft eingescharrt waren.

Sie hatten wohl keine Freude daran, was sollten sie machen? Uns erbarmten sie wohl nicht dabei. Denn ein solcher Rohheitsakt wäre wohl nicht notwendig gewesen.

Wurde in der Stadt ein Zimmer gemietet, die herausgescharrten die furchtbar verstümmelt waren, auf Schlitten geladen und hineingeführt. Das Zimmer wurde geheizt, dass die Leichen auftauen konnten, denn sie waren fest gefroren.

Damit jede Leiche in einen Sarg gelegt werden konnte. Denn die Armen hatten ja alle Formen, denn als sie tot waren, wurden sie einfach in die Löcher geworfen und zugescharrt. Die Leute von der Stadt und Umgebung konnten sich die Leichen anschauen, ob vielleicht Angehörige darunter sind. Ich sah sie mir auch an, waren fast unkenntlich, so zerhaut waren sie. Es war ein schreckliches Leid. Ganze Familien, vom kleinsten Kind angefangen. Was sollten wohl diese verschuldet haben? Lang hielt man es nicht aus vor Gestank. Da schon einige halbverwesete Leichen darunter waren.

Die Begräbnisse schaute ich mir auch an. Einmal waren gleich 34 Leichen, wurden auf Schlitten geführt. 1 bis 2 Särge auf einem Schlitten. Die Särge waren bekränzt. 3 Musikkapellen spielten. Und mehrere tausend Menschen gingen mit.

Die Särge wurden in einem Massengrab aufeinandergestellt, wobei 3 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Tränen wurden dabei viele vergossen.

Eine Bühne war daneben angebracht, wo einig Ansprachen gehalten wurden. Über die bedauernswerten Opfer der Kordschakregierung.

Nun wieder zurück zu den Führern der Sowjetregierung. Es wurden freie Arbeitstage eingeführt und zwar Samstag und Sonntag. Arbeitete jeder Mensch gerne umsonst, um nur

herauszukommen aus diesem Elend.

Das war aber im ganzen Kriege so eingeführt. Die Bahnen wurden ausgebessert, was das Notwendigste war, damit Lebensmittel hereingeschafft werden konnten. Brücken, Straßen, Häuser, und die Bergwerke wurden in Betrieb gesetzt, da es an Kohle mangelte.

Und die Salzwerke wegen Salz, da es auch gegenweise keines gab zum Kochen. Alles war in aufopfernder Tätigkeit. So kam langsam das Frühjahr und ließ alles leichter arbeiten, als bei der strengen Kälte im Winter.

Dann war das nächste Notwendige, das Schulwesen musste gefördert werden. Wurden in den Städten und Dörfern viele Theater und Kinos errichtet.

Dort sind ja die Dörfer so groß wie bei uns ein Marktflecken. Sind oft 200 Nummern.

Wurde alles unentgeltlich gemacht, sogar die Vorstellungen zahlte der Staat selbst.

Auch auf unserem Bahnhof haben ich und ein Wiener Kollege in unserer freien Zeit ganz umsonst eine Theaterbühne aufgestellt. Der Bahnvorstand gab uns den Plan und das Holz dazu und wir hatten es bald fertig. Die Russen waren sehr erfreut darüber und spielten jede Woche darauf. Zwei Mal sahen wir es uns an, spielten ganz schön,

aber verstehen konnten wir nichts davon.

1920

So verging die Zeit, kam Ostern 1920!

Waren wir ganz fröhlich, waren doch ganz andere Zeiten als die bereits entschwundenen. Die Arbeit war wohl die gleiche wie alle Tage, aber mit den Gedanken waren doch schon mehr den je in der lieben Heimat.

So verging die Zeit, in der gleichen Tätigkeit für uns und alle anderen, die arbeiten konnten.

Kam der 1. Mai, war wieder ein freier Arbeitstag für das Land, den wohl jeder Mensch gerne benützte. Gearbeitet wurde alles was notwendig war. Alles war nur bestrebt, vorwärts zu kommen.

Auf den Feldern konnte man schon arbeiten, was ein jeder nützte, der einen Gefangenen zur Verfügung hatte.

Diese Arbeit ging wohl nicht an den einen Tag allein, denn es gab sehr viele Felder, die brach und verwüstete dalagen. Was möglich war wurde bebaut, aber ganz unentgeltlich war es für die hungernden.

Ein Dorf war, da wurden 50 Joch bebaut.

Der erste Mai 1920 wird wohl allen unvergesslich bleiben. Wurde doch so vieles Gutes angefangen und mit der Zeit auch vollendet. Denn die Bauern wussten jetzt selbst ganz gut, wie weh das tat, wenn man gar nichts hat.

Bei unserer Station wurde am 1. Mai auch ein Magazin angelegt aus Holz, zirka 40 Meter lang und 10 Meter breit, zum Körner einlagern für das Verpflegungsmagazin.

Wurden wir gefragt, ob wir weiterarbeiten wollen dabei, wer damit umgehen kann. Da in der russischen Zimmererarbeit keine besonderen Fertigkeiten verlang wurden, meldete ich mich und gleich 7 Mann dazu. Ein Oberösterreicher und ich machten die Vorarbeit. Ging ganz schön zu Zufriedenheit des Ministeriums vorwärts.

Beim halben Bau mussten wir aufhören, da das Holz ausging und wir warten mussten bis eines befördert werden konnte. Die Zeit verging uns jetzt so schnell, da wir doch mit den Gedanken immer an der baldigen Erlösung arbeiteten.

Hatten wieder viel Arbeit am Bahnhof, da der Verkehr immer mehr in Aufschwung kam.

Hatten am Tag oft 20 bis 30 Waggons zu verladen. Denn

es kam viel, Körner, Heu und andere Sachen.

Da wurde die Arbeit immer mehr, aber wir taten es gerne, da uns wiederholt gesagt wurde, dass wir die Ersten sind, die heimbefördert werden.

Kam eines Tages ein Bekannter aus Wieselburg, Langtaler war sein Name, zu uns auf die Station.

Der hatte auch das Pech. Er musste beim Train fahren und musste auch Flüchtende begleiten, die nach China flüchteten. An der Grenze gingen die über. Die armen Menschen überließen sie einfach dem Schicksal.

Mussten in ihrer schlechten Kleidung, bei aller Kälte und Witterung, bei mangelnder Kost, im Freien verbringen. Und dann als für die Hohen das Ziel erreicht war, ließ man diese armen Menschen einfach stehen.

Das Einzige war an der Grenze, was für die Armen geschah, dass einfache Zelte für sie aufgespannt waren.

Auch unser Kollege wurde dort krank. Bekam die Ruhr und den Typhus. Es waren traurige Tage und Wochen für ihn.

Viele starben oder erfroren unter den Zelten. Der es aushielt war recht, der kam zurück, die anderen mussten elendig zugrunde gehen.

Nach seiner Rückkehr zu uns, erzählte er von dem Leiden und Schicksal, die die bei der Grenze und auf dem Train mitmachen mussten. Dieses näher zu schildern wäre mir unmöglich.

Er war dann eine Zeit lang im Spital, dann wollte er mit uns mitarbeiten, konnte aber nicht, war viel zu schwer. Ging er in ein Dorf hinaus und arbeitete bei einem Bauern. Das war doch jetzt gut, dass man arbeiten konnte, wo man wollte. Aber auf der Heimfahrt möchte er bei uns sein. Da sollen wir ihn verständigen. Kam wohl etliche Male in die Stadt auf den Markt, wo wir uns trafen, aber als wir dann doch gingen, konnten wir ihn nicht verständigen. Kam er beim nächsten Transport nach Hause.

So kam der Sommer und zugleich die fürchterliche Hitze und die Arbeit immer mehr. Beim Waggon ausputzen fand man oft vom Militär weggeworfene Wäschestücke, hoben es auf, wurde alles gereinigt und vertauschten es bei der Landbevölkerung auf Butter und Eier.

Wir konnten besser leben und die Leute waren dabei, denn an Kleidung und Wäsche mangelte es sehr. Denn die gewesene Kordschakregierung sorgte nur für das Militär und für die anderen gab es nichts. Und diese Schäden konnten nur langsam ausgeglichen werden.

Wir konnten kaum mehr unsere Heimfahrt erwarten. Wenn man so lange ohne jede Nachricht leben muss, seit 1917

hatte ich kein Schreiben von der Heimat und jetzt hatten wir schon 1920.

Mussten doch wieder arbeiten, da half uns alles Heimweh nicht darüber. Pflicht ist Pflicht. Jetzt kam am meisten Salz und Kohle zum Versand, da es an machen Orten derart an Salz mangelte, dass das Volk schon hart wartete darauf.

Denn wir wussten selbst aus Erfahrung, wie das Essen schmeckt. Hatten selbst fast ein halbes Jahr kein Körnlein davon. Damals traten sogar Krankheiten auf unter uns. Es war Skorbut und Zinka. Wo einem das Mark in den Knochen zu Wasser wird. Ohne Zucker kann man leben. Den entbehrt man viel leichter. Lebten die meiste Zeit in der Gefangenschaft ohne einen zu haben. Aus dieser Erfahrung belehrt, wurde getrachtet, um Salz zu gewinnen. Ganze Schiffsladungen kamen, mussten wir verladen, um die mangelnden Städte und Dörfer zu befriedigen.

Kohlen wurden per Schiff und Wagen gebracht. Mussten wir auch verladen, damit auch das Land damit versorgt werden konnte. Hatten viel schwere Arbeit, aber wir wurden jetzt doch entsprechend bezahlt dafür.

Kam Juni und Juli, kamen dann die Südfrüchte von Turkestan, wo sie wuchsen. Gedörrtes Obst, Zibeben, Weinberln und verschiedenes.

Wurden mit kleinen Schiffen herbefördert. Auch kommen

ganze Karawanen mit Kamelen, bei denen auf jeder Seite ein Sack befestigt war. Am Rücken zusammengebunden. Alles eingeliefert für die Städte und Dörfer.

Dann kam von der Mandschurei Tee und Zucker, was wir ausladen mussten für Zivil, Militär, auch für uns, worüber wir schon froh waren, sehnten uns schon danach.

Zucker hatten wir jetzt genug, waren manchmal Säcke zerrissen beim Ausladen, banden wir uns bei den Schuhen die Hose zu und ließen einen hineinreisen.

So brachten wir einen in unsere Baracke. Den auf Stehlen war eine strenge Strafe drauf. Auch an Seife und Streichhölzer war ein großer Mangel, wurde auch bald geholfen, wurde vieles eingeliefert und in die Dörfer hinausgegeben.

Sahen dann die Bauern, dass man ihnen auch entgegen kam was nur möglich war. Und lieferten gerne von ihren Erzeugnissen in die Stadt fürs Militär und Zivil.

Jetzt war noch der große Mangel an Kleidung und Wäsche für die ganze Bevölkerung zu beheben.

Musste mit allen Mitteln für die nötigen Fabriken gesorgt werden.

Eine Stadt war, da man ein großes Lager mit roher

Baumwolle gefunden, auf die in die Wirren niemand kam. Das wurde auch gleich verarbeitet und in kurzer Zeit war Kleidung da zur Ausgabe. Leider für so viele gar nicht hinreichend. Man musste noch immer trachten, die Fabriken zu mehren, da doch das Land seit der Sowjetregierung auf sich selbst angewiesen war.

Was die Männer betraf, die ihren Waffendienst eine gewisse Zeit lang machen mussten, die konnten sich auch die Kleidung behalten, wenn sie ausgebildet waren.

Auch viele Rohprodukte gab es in dem großen Reich. Kohlenlager die noch nicht urbar gemacht waren, Gold, Eisen, nur der Mangel an Fabriken und Eisenbahnen behinderten die Erzeugung.

Die Sowjetführer waren daher eifrig bestrebt, die schadhaften Fabriken in Stand zu setzen und noch einige frische Eisenbahnen anzulegen.

Nun muss ich nochmals zurückkommen auf die Schicksale der Opfer des Umsturzes im Dezember 1919. Die ich niederschrieb und auf Seite 205 beendete.

Muss ich auch der unbekannten Opfer gedenken, von denen heute noch kein Angehöriger Kenntnis hat, wo die vermissten Opfer hingekommen sind. Im Dezember beim Umsturz wurde in der Stadt alles erbarmungslos niedergeknallt, was ihnen verdächtig vorkam. Blieben

liegen und wurden bei der Straßenreinigung unter den Mist gemischt, hinaus aus der Stadt auf einen Haufen geführt. Dort blieb er unbenutzt liegen und hatten die Raben und die Geier ihr Arbeitsfeld. Denn für die Äcker brauchen sie dort keinen Mist , denn sie sind so auch sehr ertragfähig.

Als nun der Sommer mit seiner Hitze kam, kamen auch die Leichen zum Vorschein. Die Raben und Geier hatten sie aus dem Mist gescharrt und werkten fleißig damit.

Wurde der Verwesungsgestank immer mehr und so kam man auf die Leichen. Niemand fand sich, sie zu beerdigen. Jedem graute davor.

Nun kamen sie zu uns, da wir in der Nähe waren. Sollten wir es wegräumen. Wir wehrten uns, aber es war umsonst. Wurde uns gedroht, wenn wir nicht wollen, werden wir irgendwo zur Zwangsarbeit hingesteckt. Da sahen wir uns in unserer Heimreise bedroht und redeten uns ab.

Anmasser, einer aus Oberösterreich und ich, wir haben diese traurige Arbeit auf uns genommen. Zu kennen war niemand mehr davon, Waren unsrige Leidensgenossen dabei? Oder waren es Russen? Waren alle schon schwarz. Auch die Geistlichen schonte man damals nicht. War nur aller unser Gedanken, wer solche Gräuel einer solchen Revolution, unser Leben lang verschont zu bleiben. Und könnte auch heute nichts anderes denken.

Nun wieder zurück zu unserer Arbeit und Vorbereitungen

zur heißersehnten Heimfahrt!

So verging der Juli, wurde immer geredet, dass im August die Transporte angehen. Wurde aber nur immer vermutet, denn mit der Wahrheit durften sie nicht heraus, denn sonst hätten die meisten nicht mehr gearbeitet, war doch jede Hand so notwendig.

Unser Kommandant erkundigte sich im Ministerium, ob es ernst wird mit den Transporten und teilte uns die Bejahung mit.

Nun freute uns die Arbeit wieder besser. Und von der Wäsche und Kleidungsstücken, die wir entbehren konnten und uns bei der Fahrt nur hinderlich gewesen wären, gaben wir weg an die Dorfbewohner, die es notwendig brauchten, und bekamen so viel Butter und Eier dafür, dass wir essen konnten, auch Fleisch was wir wollten, um uns zu stärken für die bevorstehende Reise. Damit man die Strapazen leichter aushält. Und über das Meer mussten wir auch, damit man die Seekrankheit leichter besteht.

Und nochmals wurde unsere Freude auf eine harte Probe gestellt.

Wie ich früher erzählt habe, dass die beiden Führer immer bekämpft wurden von den Franzosen und Engländern, so machten jetzt auch die von ihnen zu Hilfe gerufenen Polen ein Problem. Jetzt wo wir so knapp vor unserem

heißersehnten Ziel waren, die uns große Sorgen machten. Indem sie so große Einfälle machten an der Front, dass unsere Heimreise stark gefährdet war. Wieder waren es unsere Leidensgefährten, die es auf sich nahmen und sich meldeten auf 6 Monate, die vorgeschrieben waren, um für die Freiheit zu kämpfen.

Gingen viele zu den Russen um mit ihnen zu kämpfen. Erhielt auch von meinem Freund Stockinger ein Schreiben, dass auch er an die Front abging, um für die Freiheit zu kämpfen. Und seine Sachen, die ich als sein bester Freund in Verwahrung hatte, seit er beim Einkaufen für uns von den Roten gefangen wurde, die solle ich verkaufen und diejenigen vergüten, die ihm damals Geld mitgaben zum Lebensmitteleinkauf.

Ich erfüllte seinen Wunsch, verkaufte, bis ich das nötige Geld zusammen hatte, zahlte die anderen aus und was mir übrig blieb, nahm ich mir als Andenken an meinen liebsten Kollegen mit in die Heimat.

Zu Weihnachten 1921 besuchte er mich in der Heimat und erzählte mir, wie es an der Front bei den Freiheitskämpfern zugegangen ist. Kam damals an der Grimm nochmals in Gefangenschaft, erkrankte dann schwer, wurde ausgetauscht und kam dann um 8 Monate später in die Heimat als wir. Hat heute ein verantwortliches aber lebensfähiges Auskommen. Kam wieder zur Sicherheitswache nach Wien, wo er schon seit aktiver Dienstzeit tätig war.

Wir arbeiteten immer fort, wurden aber schon ganz ungeduldig, da immer so viel Militär abging an die Fronten. Was wird das noch werden. Müssen wir vielleicht nochmals überwintern? Dann kam wieder Holz zum Fertigbau des Magazins. Wurden wir gefragt, ob wir nicht fertigmachen wollen vor der Heimkehr. Es wären 14 Tage Arbeit und sie geben uns 200.000 Rubel.

Wir fingen nicht mehr an, sagten, wenn es geht, wir wollen keine Stunde mehr warten. Wie sehnern uns schon sehr nach Haus. Es wird schon wer sein, der sich für die Fertigstellung annimmt. Und was hätte uns das Geld genutzt, hätte doch in der Heimat keinen Wert.

Kam einer vom österreichischen Roten Kreuz nach Sibirien, brachte auch Geld mit zur Heimfahrt, für jeden Mann 1000 Rubel.

Und belehrte auch die Gefangenen, wenn die Zeit kommt, soll man alles in Ruhe abwarten, denn alle auf einmal können sie nicht fahren. Und auch beim Transport soll man sich ruhig an alles fügen. Denn es können auch Stockungen einsetzen und die Fahrt verlängern. Sind doch die Bahnen noch so wenig. Und das Militär muss auch an die Front. So arbeiteten wir fort bis zum 14. August. Da wurde der erste Transport zusammengestellt.

Es waren die Reichsdeutschen und wir von der Bahn

kamen dazu.

Endlich war für uns das ersehnte Ziel gekommen. Bekamen unsern eigenen Waggon bis zur Grenze und vom Ministerium bekamen wir auch die Verpflegung bis an die Grenze. Brot und getrocknetes Rindfleisch. Dann 8 Säcke Mehl als Prämie für unsere Ausdauer und Fleiß bei der Arbeit. Die Anderen hatten an den Bahnhöfen ihre Menagestation. Auch machte uns der Bahnvorstand aufmerksam, wir sollen uns ziemlich viel Salz mitnehmen, das werden wir gut brauchen können.

Nahmen uns wohl welches mit, aber wenn wir geahnt hätten, dass wir in Städte kommen, wo noch keines ist, hätten wir uns wohl ganz gut vorgesorgt. Wir glaubten wohl kaum mehr irgendwo einen Salzmangel, wo wir doch noch hundert Waggons verladen hatten. Es traf aber auf unserer Reise wirklich zu, dass man sich um eine Hand voll Salz Esswaren eintauschen hätte können. Ja selbst Schmuckgegenstände von hohem Wert konnte man bekommen. War einem leid, ihnen nicht helfen zu können.

Nun zurück zu unserem Abschied von denen die wir vorläufig zurückließen und vom Bahnpersonal.

Die Musik spielte bei unserer Abfahrt, der Bahnhof war dicht besetzt von Leuten, die uns noch Glück wünschten zur Reise und uns nachwinkten mit den Tüchern, solange sie zu sehen waren.

Fuhren dann bis Nover Nikolajevka, 613 Wärs, da war Menagestation der Reichsdeutschen. Die Strecke war uns von früher her bekannt. Dort verblieben wir einen Tag. Dann über den großen Fluß Jenisei, wo alle Türen und Fenster geschlossen wurden. Es ging mit größter Vorsicht. Die Brücke war bewacht vom Militär.

Zeigte sich jemand am Fenster, wurden gleich Schreckschüsse abgegeben, denn sie hatten Angst, es könnte jemand die Brücke sprengen.

Fuhren dann weiter bis Barabinsk, waren wieder 586 Wärs seit Nover Nikolajevka.

Jetzt kam der Befehl, dass wir aussteigen müssen, da das Militär fahren muss. Unser Waggon verblieb uns. Waren wir traurig über die Verzögerung unserer Heimreise.

Wir verblieben im Waggon und ersuchten um die Arbeit am Bahnhof, da wir sie schon gewöhnt waren.

Die Anderen gingen ins Lager und gingen von dort auf Arbeit. Verpflegt wurden wir, zum Zubessern hatten wir auch, so vergingen schon die 12 Tage die wir bleiben mussten.

Am 31. Oktober ging es dann auf der Hauptstrecke weiter nach Tjumen, das mir bekannt war, da ich im 1917. Jahr bei einem Bauern war. Es war von Omsk wieder 537 Wärs

weg. Standen wieder zwei Tage. Hatten in der Nähe der Stadt Holz geschnitten, dass die Zeit besser verging. Bekamen zu Verpflegung Fischsuppe und geschwellten Weizen, der noch roh war. Tjumen war eine arme Stadt, wurde fast nicht eingeführt. Von unserem Mehl konnten wir auch keinen Gebrauch machen, da wir keine Kochgelegenheit hatten. Spendeten den Kameraden die gar nichts mehr hatten, einige Säcke Mehl. Die waren uns sehr dankbar dafür. Viele vom Transport waren uns ohnehin neidig darum, denn die Mehrzahl der Gefangenen glaubten, sie brauche nichts zu arbeiten. Und anhalten und gut gehen soll es ihnen doch. Wir bekamen es ja auch als Belohnung.

Dann war wieder Abfahrt von Tjumen bis Jekaterinburg. Waren 304 Wärs. War wieder eine Menagestation. Dann bis Pern 354 Wärs. Dort sollten wir aussteigen und auf Waldarbeit gehen. Dachten uns gleich, so kann nur ein Gegner der Sowjetregierung handeln.

Da bei der Machtergreifung der beiden Führer, Trotzki und Lenin, gab es auch im Inneren des Landes große Gegner. Während das Volk bemüht war, mit eisernem Willen vorwärts zu kommen, waren die Großgrundbesitzer, denen Kapital, Grund und Boden enteignet wurden, um es für die Allgemeinheit zu Verfügung zu haben, waren große Feinde gegen die Sowjetregierung. Aber auch die mussten sich mit der Sache abfinden. Wegen dem wurden sie nicht brotlos, sondern wenn sie die Fähigkeiten hatten, wurden sie an führenden Stellen angestellt. Waren sie aber Gegner dieser neuen Sache, so wurde mit ihnen kurzer Prozess gemacht.

Keine Sabotagen wurden geduldet und streng, sogar mit dem Tode bestraft. Wird wahrscheinlich hier so ein verbissener Feind irgendwo hausen.

Wir befolgten ihre Aufforderung nicht und verlangten nach Petersburg geführt zu werden. Dort wollen wir arbeiten. Blieben ein paar Tage stehen, dann kam der Befehl, wir kommen nach Sankt Petersburg. Fuhren bis Wertgar, von der letzten Station Perm, bis hier her waren es wieder 452 Wärs.

War wieder Menagestation. An dieser Strecke sah man schon, dass es an Salz mangelte. Hätten uns am liebsten überfallen um das Bisschen das wir noch hatten. Aber ganz konnten wir uns nicht bloßstellen. Wer weiß wie es uns noch geht, bis wir die Heimat sehen.

Fuhren wieder weiter nach Wolof ska, waren wieder 504 Wärs. Auf unserer Fahrt von Semipaladinsk, die vielen Hunderte Wärs die wir durchfuhren, mussten wir an der ganzen Strecke noch die Verwüstungen der Anfänge der Kordschakregierung mit ansehen. Sah man schon, wo sich die Kämpfe der eingekreisten Rotgardisten abspielten. So sah man die zerstörten Brücken, Eisenbahnen, Bauernhöfe wo alles drunter und drüber lag. Mit verbrannten und zertrümmerten Transportzügen. Hunderte von unbrauchbaren Waggons. Lokomotiven sah man in den Stationen, gleich 30 oder 40, die auf Reparatur warteten. Solches sah man auf jedem größeren Bahnhof. Das waren wirklich traurige Tatsachen. Man fuhr über hölzerne

Brücken, die zur Not gemacht, denn das wird viel Zeit kosten, feste wieder herzustellen. Und Eisen und Beton, das kostet Arbeit und Kraft.

Nach Zurücklegung von 560 Wärs kamen wir am 19. September in Sankt Petersburg an. An dieser letzten Strecke sah man noch die traurigsten Verhältnisse. Der Sommer war furchtbar heiß, sodass vor Hitze die bebauten Felder anfingen zu brennen. Tagelang fuhren wir und sahen so verbrannte Felder. Ganze Wälder, ganze Dörfer. Sogar an den Eisenbahnschienen waren die Schweller herausgebrannt. Kann man sich kaum vorstellen, dass es so heiße Zonen gibt, die ein fruchtbaren Land in Kürze in eine Wüste verwandelte. Diese Leute waren zu erbarmen.

In Petersburg mussten wir aussteigen und das Weitere abwarten. Wurden mit der Elektrischen durch die Stadt befördert, wo neben dem Meer leere Kasernen waren. Da kamen wir hinein und verblieben dort bis 24. September. Mussten in der Stadt und im Hafen verschiedene Arbeiten verrichten. Petersburg muss eine sehr schöne Stadt gewesen sein. Aber durch die Revolutionszeit ganz vernichtet. Waren schöne Anlagen und Kanalisierungen, wo auch die Schiffe landeten. Ein Schiffswrack sahen wir im Hafen, das fiel durch die Unachtsamkeit eines einzigen Menschen um. Waren 21tausend Kranke und Verwundete drin. Auch 500 unsrige Leidensgenossen waren dabei. War alles verloren. Keiner konnte gerettet werden.

Der Schuldtragende wurde auf der Stelle erschossen. Den Zarenpalast, wo die Zarenfamilie wohnte, sahen wir uns auch an. Jetzt ganz unbewohnt, nur ein Mann ist drinnen, der die Leute herumführt, ihnen alles erklärt und auf Ordnung schaut. War sehr schön.

Auch die reichste Kirche sahen wir uns an, waren dort an der Inneneinrichtung der Kirche 1000 kg in Gold verarbeitet. Den Kirchturm besichtigten wir auch, er war künstlich gebaut, auf Eisenkonstruktion, die Kuppel verschraubt. Man sah von hier über die ganze Stadt, wo sich der Kaiser mit seiner Familie über den Sommer aufhielt.

Viele leerstehende Häuser gab es in Petersburg, ausgestorben, ausgewandert oder geflüchtet.

Vorm Krieg eine Millionenstadt und jetzt vielleicht 500tausend Einwohner. Viele Häuser waren aus Holz und wurden die letzte Zeit niedergerissen für Brennmaterial. Denn durch die anderthalbjährige Einschließung durch die Kordschakregierung, konnte gar nichts eingeliefert werden. Und der Winter ist in der dortigen Gegend so furchtbar kalt. Unser Mehl was wir noch hatten, übergaben wir den Kommissaren, denn verwenden konnten wir es nicht und verkaufen schon gar nicht. Das hätte uns vielleicht die Heimfahrt gekostet oder uns in Verbannung gebracht. Bekamen eine Spende dafür.

Wurden wieder mit der Elektrischen zur Bahn befördert, fuhren nachmittags um 4 Uhr weg nach Jamburg. Kamen dort am 26. September an. Von da weg um 3 Uhr nachmittags bis zur Grenze und wurden vom estländischen Militär übernommen, wo wir dann schon mit froher Stimmung weiterfuhren.

Kamen abends in Nawra an. Bekamen Menage vom Roten Kreuz aus. Auch dem es an der Wäsche mangelte, bekam welche und wurden hier von den Deutschen übernommen.

Am 27. Abends wurden wir in ein Schlepp eingeschifft und 12 Wärs aufs Meer hinausgefahren. Dort wurden wir auf das deutsche Schiff „Regina“ verfrachtet, wo lauter deutsches Personal war. Fuhren weg und sahen nach kurzer Zeit nur mehr Himmel und Wasser. Nach kurzer Zeit änderte sich das schöne Bild das uns die Fahrt bot. Brach eine furchtbare Bora los, was 4 Stunden dauerte. Die Mannschaft glaubte schon wir müssen ankern. Aber die deutschen Jungs waren so tüchtig, dass man die Gefahr überwand.

Viele von den unsrigen wurden seekrank. Aber ich habe mich ruhig verhalten und kam ohne der Seekrankheit davon. Nur schwindlig wurde mir, mehr tat es mir nicht.

Wir fuhren längs der schwedischen Meeresküste dahin, die nur von Viehern bewohnt ist.

Am 30. September um 2 Uhr nachmittags kamen wir in Stettin an und wurden im Hafen verankert. Wurden bei unserer Ankunft vom Roten Kreuz mit Musik empfangen. Wurden noch am Schiff fotografiert, die Bilder wurden uns in die Heimat nachgeschickt.

Viele Leute sammelten sich um uns und frugen uns nach ihren Vätern, Gatten und Söhnen, die noch abwesend waren. Wir bekamen Menage und kleine Spenden vom Roten Kreuz. Stettin hatte riesige Hafen- und Bahnhofsanlagen. Um 8 Uhr abends fuhren wir mit dem Sanitätszug weg und kamen um 1 Uhr nach Pankhof, wo wir Menage bekamen. Um 2 Uhr ging es wieder weg und kamen am 1. Oktober um 9 Uhr in Levlin an.

Nach solch Erlebten, das wir auf unserer Heimreise mit ansehen mussten, kam es uns wie ein Traum vor, solch ein geordnetes Leben und Treiben nochmals in Wirklichkeit zu erleben. Kaufte mir zum Andenken schöne Ansichten. Dann war wieder Menage. Fuhren wieder weg und kamen um 4 Uhr in Leipzig an, wo der schönste und modernste Bahnhof der Welt war. Mussten wir in die Restauration gehen. Bekamen wir Gulasch und 1 Glas Bier. Kaufte mir wieder schöne Ansichten zum Andenken, das Leipzig eine schöne und berühmte Stadt war. Um 6 Uhr abends fuhren wir weiter. Am nächsten Tag in der Früh kamen wir in Hof an. Wieder Menage. Um 8 Uhr ging es wieder weg und kamen um 12 Uhr in Weiden an, von da ging es weiter nach Regensburg, wieder Menage. Dann weiter nach Straubing, und um 8 Uhr abends kamen wir in Passau an,

wo wir wieder Menage bekamen.

Hier wurden wir von unseren Offizieren empfangen, die hier einen Schwindel suchten und vom Roten Kreuz gut lebten.

Diese Fahrt durch Deutschland war wirklich so schön wie unser Empfang in Stettin. Diese schönen Städte die wir antrafen. Diese Ordnung die man überall sah. Alles klappte, als würde nie ein Krieg gewesen sein. Das war eine Wohltat für unser verlassenes Gemüt.

Um 8 Uhr früh ging es weg von Passau, über Wels nach Linz, wo eine Zerstreuungsstation war.

Wiener und Ungarn fuhren weiter und wir St. Pöltner, es waren unser 5 Mann, mussten mit den Salzburgern, Steirern und Oberösterreicher aussteigen und kamen neben dem Bahnhof in eine Baracke.

Hier gab es Menage und wurden uns Papiere vom Roten Kreuz ausgestellt.

Von einem Empfang wie in Deutschland keine Spur. Auch frug uns niemand nach seinen Angehörigen. Was wird das noch werden, wenn wir auf heimatlichen Boden so wenig Beachtung finden? Fuhren um 12 Uhr weg und kamen um 3 Uhr früh nach St. Pölten.

Da waren 3 die in der Nähe wohnten. Die schieden von uns. Ich und Anmasser warteten bis in die Früh und wollten um 9 Uhr in unsere Heimat fahren.

Anmasser ging dann zu seinem Kader um sich anzumelden, ich blieb einstweilen bei unserem Gepäck.

Die Kanzleien wurden aber so spät geöffnet, dass wir erst mit dem Nachzug nach Hase fahren konnten.

Gingen nun in der Stadt spazieren, bis die Zeit zum Wegfahren kam.

Aber niemand frug uns, woher wir kamen. Niemand scherte sich um uns. Wir waren traurig, wir kamen uns vor, als ob wir schon ganz überflüssig wären.

Die
Fahrt
nach
Kilb
war
mir
wie
ein
Traum.

Anmasser
fuhr

weiter
nach
Mank.

Um halb 8 Uhr kam ich bei stockfinsterer Nacht in Kilb an,
niemand sah mich aussteigen und ganz langsam ging es
meinem Elternhaus zu. Es war am 4. Oktober 1920.

Wie wird das Wiedersehen sein?

Ende!